

Dies ist eine Leseprobe mit den ersten 100 Seiten aus

'Das Prinzip der Schönheit'

von

Christine Schuhmann

Falls dir das Buch gefällt, du es aber nicht kaufen kannst/möchtest,
gebe ich dir gern **die eBook-Version im Tausch für eine Review.**

Schreib mir einfach unter tine@tine-schreibt.de

Ansonsten findest du das Buch überall, wo es Bücher gibt, sowohl
als eBook, als auch als Taschenbuch. Die meisten Tantiemen be-
komme ich aber, wenn du direkt bei meinem Verlag bestellst.

buchshop.bod.de

Der Versand ist kostenlos.

Das
Prinzip
der

Schönheit

Buch I der Prinzipien-Trilogie

Triggerwarnungen

Findet ihr auf der letzten Seite.

Tag 1

Mit einem leisen Ächzen wuchtet Joanna den letzten ihrer Wasserkanister auf die Rückbank, knallt die Tür zu und wischt sich den Schweiß aus dem Nacken.

Ihre Schlüssel klimpern, als sie sie aus ihrer Hosentasche kramt. Gleiten durch ihre Finger, während sie den Wagenschlüssel sucht. Sie findet ihn. Aber statt die Fahrertür aufzuschließen, hält sie inne. Zögert. Beißt auf ihrer Unterlippe herum, während sie sich die nächsten Tage vorstellt.

Und dann rennt sie doch noch einmal in die Wohnung im dritten Stock hinauf.

Tiffi fläzt neben der Tür zum Arbeitszimmer. Sie gurrt, als Joanna etwas außer Puste an ihr vorbei huscht, und stiefelt ihr hinterher, um zuzusehen, wie sie die Kiste mit ihrem Unikram aus dem Regal neben Nicolas' Schreibtisch zieht.

Der Notenblock, den Joanna sucht, liegt tief unten vergraben. Doch schließlich hält sie ihn in der Hand.

Mit einem schiefen Lächeln betrachtet sie den tanzenden blauen Elefanten auf dem Cover. Die verblichene, rundliche Schrift auf dem Namensschild: *'Joannas wunderbare Kompositionen.'*

Aber je länger sie den Block hält, desto mehr wird ihr das leise,

unbehagliche Kribbeln bewusst, das ihre Magengrube füllt. Ein bisschen wie Angst. Und es geht der Impuls davon aus, den Block wieder zu verstecken.

Doch ehe sie nachgeben kann, schiebt sie die Kiste an ihren Platz zurück, birgt den tanzenden Elefanten an ihrer Brust, zerwuschelt das schwarze Fell zwischen Tiffis Ohren und stürmt aus der Wohnung.

Beim Auto angekommen, stopft sie den Block in die Notentasche ihres Cellokastens, startet den Motor und beginnt, leise lächelnd vor sich hin zu summen.

Ein paar Kilometer hinter Lissabon kommt ihr ein kurzer, doch heftiger Regenschauer entgegen, und aus ihrem Lächeln wird ein Griemeln, während die Sintflut gegen ihre Windschutzscheibe schlägt.

Auch der Wald, in den sie unterwegs ist, scheint etwas abbekommen zu haben. Jedenfalls hängen die Blätter schwer an den Bäumen über der unscheinbaren Einfahrt, als sie schließlich den Blinker setzt.

Und der Asphalt ist eine Katastrophe. Schlaglöcher wechseln sich mit von Wurzeln aufgeworfenen Buckeln ab. Gras und Kräuter wachsen aus unzähligen Rissen, und Baumschösslinge schleifen gegen den Unterboden des Punto, während Joanna mit hochgezogenen Schultern in die Senke hinunter holpert.

Ihre Umhängetasche fällt von ihrem Platz vor dem Cello in den Fußraum und spuckt einen Teil ihres Inhalts aus. Ein paar dutzend Meter später löst sich irgend etwas in ihrer Küchenkiste, um ohrenbetäubend zu klappern. Irgendetwas anderes klingt, als würde es gleich zerbrechen. Und als Joanna endlich das hohe, doppelflüglige Eisentor erreicht, von dem Judite ihr erzählt hat, schaltet sie dankbar den Motor ab.

Die Ruhe danach ist wundervoll.

Mit einem tiefen Seufzen kurbelt Joanna das Fenster herunter und lehnt sich raus, um dem leisen Rauschen des Windes in den Bäumen zu lauschen. Dem Klatschen der Tropfen, die hier und da durch die feuchte, nach Erde und modrigem Holz duftende Luft fallen.

Das Surren ihres Handys im Fußraum lässt sie aufschrecken.

Judi: Bist du schon unterwegs?

Joe: Grad angekommen. Ist echt schön hier

Sie schaltet das Display wieder aus und steckt das Handy in ihre Hosentasche, während sie aus dem Auto steigt.

Die Bäume, die die Einfahrt säumen, sind uralte und knorrig, genau so wie die Mauer, die das Eisentor hält. Die Bruchsteine sind kaum noch zu erkennen unter all dem Moos, das sie bedeckt. Das Tor selbst

ist rostig, unter abblätterndem schwarzen Lack, und es hängt eine eben so rostige Kette mit einem überraschend kleinen Vorhängeschloss daran. Dahinter windet sich ein Kiesweg tiefer in die Senke. Er ist von trockenem Gras, Kräutern und Moos überwachsen. Völlig verwildert. Genau wie die Wiesenstreifen, die ihn säumen.

Hier war wirklich schon seit Jahren niemand mehr.

Dennoch unschlüssig legt Joanna die Hände auf eine Querstrebe des Tors und mustert die Bäume, in deren Schatten die Wiese noch saftig ist. Sie wachsen dicht an dicht aus wildem Unterholz. Verwunschen und ungestört. Es erinnert sie an den Wald in Buçaco, und ein bisschen auch an die Sommer in Schweden.

Ein Lächeln zupft an ihren Mundwinkeln, als sie sich vorstellt, durch das Unterholz zu stolchen, um zwischen Ranken, Büschen und moosbedeckten, umgestürzten Bäumen nach Blüten und Pilzen und Insekten zu suchen.

Als es hinter ihr im Laub raschelt, dreht sie sich um. Eine Amsel scharrt im Farn, fiept, flattert auf eine Ranke, lässt ein Häufchen fallen und saust mit einem kurzen Tschack-tschack-tschack tiefer in den Wald.

Wohlig seufzend schließt Joanna die Augen und lässt noch einmal für ein paar lange Atemzüge die Stille des Waldes über sich hinweg fließen.

Irgendwann streift Wärme ihren Arm und sie blinzelt in den ersten Sonnenstrahl, der durch die rasch aufbrechende Wolkendecke fällt.

Joe: Ich glaub ich machs

Judi: :D:D:D:D viel spaaaaaaß!!! Und schick fotoooooos!

Joe: Mach ich. Aber jetzt mach ichs Handy erstmal aus

Judi: Oke bis bald gnieß es!

Joe: Werd ich :)

Sie wechselt in ihre Unterhaltung mit N Nicolas.

Joe: Bin angekommen. Mach jetzt das handy aus.

Nico: Bis bald meine süße Joejoe. Pass auf dich auf! Liebe dich!

Sie schickt ihm einen Smiley. Dann schaltet sie das Handy ab und stopft es in die Tasche im Fußraum, ehe sie den Kofferraum öffnet, um das 'schwere Gerät' zu holen, wie Nicolas es spöttisch nannte.

Zurück am Tor setzt sie die Klängen des Bolzenschneiders an, atmet noch einmal durch und begeht breit grinsend Sachbeschädigung.

Zufrieden hakt sie danach das aufgetrennte Glied aus der Kette und packt den linken Torflügel. Er öffnet sich mit einem leisen Quietschen.

Jetzt braucht sie nur noch einen Platz für ihr Zelt, und schon steht

ihrem Urlaub nur mit sich selbst, ihrer Unordnung und ihrer Musik nichts mehr im Weg.

Und irgendwo dazwischen wird sie rausfinden, was sie will.

Der schrille Signalton seines Mobiltelefons lässt ihn zusammenzucken. Irgendetwas hat den Bewegungsmelder am Tor ausgelöst. Er macht sich jedoch nicht die Mühe, den Schnappschuss der Kamera anzusehen; versorgt nur weiter den Schnitt an seiner rechten Flanke, ehe er ein frisches Hemd überstreift.

Er hat es gerade fertig zugeknöpft, als sich sein Telefon erneut meldet. Diesmal mit dem Ton, der bedeutet, dass einer der Torflügel bewegt wurde.

Stirnrunzelnd nimmt er das Gerät, tippt die Meldung an und öffnet den neuen Schnappschuss.

Zuerst starrt er nur. Ungläubig, denn es kann nicht sein. Es kann unmöglich sein. Doch das Bild bleibt das selbe, und schließlich beginnt sein Herz, schneller zu schlagen.

Mit einem Ruck setzt er sich in Bewegung und hastet aus dem Haus.

Während seine Schritte über den Kies des Vorplatzes knirschen, holt er das Telefon wieder hervor, um den Live-Feed der Kamera an der Mauer zu aktivieren. Von der Einbrecherin ist nichts mehr zu sehen; nur ihr Wagen steht noch am selben Platz.

Er geht weiter, biegt in den Wildwechsel ein, der sich vage entlang der Kurven der Einfahrt vom Haus bis nahe ans Tor schlängelt. Immer wieder bleibt er stehen, um einen Blick auf die Anzeige des Telefons zu werfen und auf sich nähernde Schritte zu lauschen. Sie sollte bald entweder im Feed erscheinen, um die nächste Kurve herumkommen oder einen der Sensoren im Innern des Grundstücks auslösen.

Sein Herz hämmert und nichts geschieht. Endlose zehn, fünfzehn Minuten, dann betritt sie plötzlich wieder den Sichtbereich der Torkamera. Hektisch betätigt er den Zoom in der Hoffnung, einen genaueren Blick auf ihr Gesicht werfen zu können, doch sie bewegt sich zu schnell.

Außerdem kehrt sie zu ihrem Wagen zurück.

Er will loshasten, voller Angst, dass sie wieder davonfahren wird, doch sie ist bereits an der Fahrtür vorbei gegangen, zum Heck des Wagens, um einen großen Rucksack aus dem Kofferraum zu holen, einen Wasserkanister und einen prallen Beutel, aus dem Zeltstangen herausragen.

Erleichtert steckt er das Telefon zurück in die Tasche seines Jacketts.

Nun weiß er, wo er auf sie warten muss.

Hinter dem breiten Stamm eines Walnussbaums verborgen, den Hinterkopf fest gegen die Rinde gedrückt, bemüht er sich um ruhige, tiefe Atemzüge. Er muss sich konzentrieren; Abstand zwischen sich und seine aufgewühlten Emotionen bringen, damit seine Urteilsfähigkeit ungetrübt ist.

Gewissenhaft macht er sich jedes einzelne, noch so kleine Detail von Padmas Gesicht bewusst; alle Winkel, Radien und Kurvenverläufe, die die subtil gekrümmten Flächen zusammenhalten, die absoluten Maße und die Verhältnisse von Kinn, Mund, Nase—

Schließlich atmet er noch einmal durch und sieht hinter dem Stamm hervor zu der Frau, die kaum zwei Meter von ihm entfernt damit beschäftigt ist, die Einzelteile ihres Zeltes auszupacken.

Sie ist eher kurz gewachsen, mit Locken, die in einem halb aufgelösten Pferdeschwanz über ihre schmalen Schultern und den Ausschnitt ihres olivgrünen Leibchens fallen. Ihre stämmigen Beine stecken in einer ausgebleichten Dreiviertelhose und sie stapft auf eine nachlässige, doch elegante Art durch das hohe Gras, die ihn unwillkürlich lächeln lässt.

Dann steht sie plötzlich still da, das Gesicht in seine Richtung gewandt, während sie an einem verworrenen Knäuel aus Abspannschnüren herumzupft. Er erstarrt und hält die Abstraktion von Zahlen, Analyse, Geometrie wie einen Schutzschild zwischen sich und der Erkenntnis, die machtvoll in ihm aufsteigen will. Doch als sein Blick ihre Augen erreicht und er dem sanften, lebhaften Ausdruck darin begegnet, bricht sein Widerstand in sich zusammen.

So unreal es sich auch anfühlen mag: Alles stimmt, alles ist da, *sie* ist da, Padma Padmasundaris Züge, in Fleisch und Blut, zwischen nassem Gras und der sich langsam öffnenden Blütenpracht des Sommers.

Er hat sich nicht umsonst weitergeschleppt. Es war alles nicht umsonst.

Erleichterung lässt seine Knie nachgeben, und es kostet ihn alle Kraft, sich nicht einfach zu Boden sinken zu lassen. Doch es gibt noch viel zu tun. Sobald Padma die Lichtung wieder verlassen und er sich um die ausgefallene Überwachungskamera in der Astgabel schräg gegenüber seiner Position gekümmert hat, wird er ins Haus zurückkehren. Dort wird er ihr eine vorläufige Bleibe herrichten und eine Liste mit den Materialien erstellen, die er für die sträflich vernachlässigte Renovierung ihres eigentlichen Zimmers benötigt. Weiße Dispersionsfarbe, Abtönfarbe und Innenverputz - und natürlich

hofft er, dass sie ihre Aufgabe in wenigen Tagen werden erfüllen können - Kreppband, Lampenkabel, Schmirgelpapier - doch er hat zu viel erlebt, um sich nicht auf Komplikationen vorzubereiten - Lichtschalter, Zimmerpflanzen. Er lehnt die Schläfe an den Baumstamm - Vorhangstoff, Holz für die Möbel - die Farbe ihrer zerzausten Locken erinnert ihn an Honig - er hat noch recht viel Fichte im Haus - ihre Augen an frisches, feuchtes Moos - hat er genug Dübel? - der sommersprossige Buckel auf ihrer Nase verleiht ihr etwas Forsches, genau so wie ihr breiter, lächelnder Mund. Ihre Ohren, die zwischen ihren Locken hervorspitzen. Wie wohl ihre Stimme klingt? Wie sie wohl schauen wird, wenn sie sich an ihn erinnert—

Er blinzelt, als Padma die Lichtung verlässt, und schilt sich für seine Gedankenverlorenheit. Hastig befestigt er das lose Kabel wieder, das die Kamera außer Betrieb gesetzt hat. Dann eilt er zum Haus zurück.

Erinnerungen kreisen am Rande seines Bewusstseins, während er zeichnet. Erinnerungen, die tatsächlich Schicksal sind, tatsächlich die erste Phase seiner Erschaffung, tatsächlich ein Walken und Schlagen. Eine erbarmungslos flüsternde Stimme in seinem Hinterkopf. Seine eigenen Schreie. Uralte Ängste.

Da sind auch neue Ängste, die ihn immer wieder auf die Anzeige seines Telefons sehen und erwarten lassen, die Lichtung leer vorzufinden, ein anderes Gesicht zu sehen, doch nichts ändert sich. Und ganz langsam wird es real. Echt. Sie ist hier. Wirklich hier.

Seine Erleichterung blüht auf und wird zu einer ruhigen Euphorie, die die Angst in den Hintergrund drängt. Schließlich lächelt er sogar, während er Padma zusieht, die Gepäck in ihrem Zelt verstaut. Padma, der es nicht auf Anhieb gelingt, einen ihrer Wasserkanister an einen Baum zu hängen. Padma, die auf einer Decke sitzend isst. Padma, die ein Buch liest. Padma, die auf einer Matte Yoga-Übungen macht. Padma, die sich auf den Rücken fallen lässt und in den Himmel hinauf lächelt. Padma, die ihr Cello auspackt.

Er lässt den Spatel sinken, mit dem er gerade alte Tapete von den Wänden kratzt, und hält inne, um ihr zu lauschen und zu genießen, was trotz der verlustreichen Kompression des Überwachungssystems bezaubernd schön zu ihm dringt. Satie, Cassadó, Lili Boulanger, Clara Schumann. Schoenberg, Elgar, Sibelius, Piatti. Nur halb erinnert, völlig frei interpretiert und immer wieder unterbrochen von langen Improvisationen - mal wild, mal sanft, oft mit energischen, zyklischen Rhythmen. Und auf ihrem Gesicht immer wieder dieses Lächeln, voller diebischer Freude am Swing und den Geräuschen, die sie erzeugt.

Am Ende lauscht sie nur noch, einem einzigen Ton, zu hoch und leise, um übertragen zu werden, die Bogenstriche so kurz und sanft, dass er nicht weiß, warum er so sicher ist, dass sie da sind.

Später sitzt er wieder im Atelier und schiebt seine Entwürfe zu einem ordentlichen Stapel zusammen, während Padma den Eingang ihres Zeltens hinter sich schließt.

Licht und Schatten spielen über die Innenseite der Kuppel. Dann ist es dunkel. Und wenig später zeigt die Kamera nur noch körniges Schwarz.

Mit einem Seufzen schaltet er die Anzeige aus.

Und bricht den Bann, der ihn in friedlichem Gleichgewicht gehalten hat.

Die Erinnerungen drängen zurück an die Schwelle seines Bewusstseins. Er spürt sie deutlich, wie sie wollen, dass er hinsieht, nachdenkt, sich ihnen mit einer kleinen Unachtsamkeit ausliefert. Die erste Phase seiner Erschaffung. Das Walken und Schlagen.

Hastig springt er auf und läuft ins Mondzimmer ohne Licht zu machen, zählt die Schritte bis zur Klavierbank, setzt sich, legt suchend die Finger auf die kühlen Tasten. Und während er sich zwingt, immer ruhiger und tiefer zu atmen, steigt Musik in ihm auf wie Nebel.

Er findet Töne. Einzelne Klänge, die die Stille in sanfte Schwingung versetzen. Akkorde, die dunkel an den Wänden seines Bewusstseins kondensieren, herabrinnen, sich zu schmalen Flüssen verbinden, zu einem Strom, einem Ozean mit Gezeiten und wogenden Wellen.

In einem sanft sich wiegenden Strudel sinkt er hinab, an einen geheimen, friedlichen Ort. Schöne Erinnerungen leben hier, an den Geruch des Kohlenkellers, die Stille tief unten unter dem Palais Garnier, das Gefühl, allein und in Sicherheit zu sein, unerreichbar, unberührbar, unbefleckt. Nächte unter dem offenen Sternenhimmel, verloren in der Musik, die wie ein Echo des unendlichen Nichts dort oben aus ihm heraus hallte. Er kann fern und weit sein in dieser Musik, frei sein in der Dunkelheit, die alle Ängste von ihm abfallen lässt wie eine tote, zu klein gewordene Haut.

Er spielt langsam, zögert, lässt die Klänge immer weitere Täler und Höhlen aus dem Schweigen waschen, in denen er sich vor dem Ende auch dieses Traums verstecken kann. Doch schließlich versiegt die Inspiration. Die Stille glättet sich. Die Musik stirbt.

Als er nach einer langen Weile in die Gegenwart zurückgefunden hat, steht er auf und geht in die Bibliothek hinüber, um auf den Wald zu sehen. Die Sterne glitzern über den schwarzen Silhouetten der Bäume. Bald ist es Zeit, hinaus zu gehen.

Er senkt den Kopf. Nur eine Winzigkeit zu weit. Und das kalte, harte Geräusch, mit dem seine Maske an das Glas stößt, lässt sein

mühsam gewonnenes Gleichgewicht wieder zerspringen.

Der Anfang. Geflüstert. Von Abscheu verzerrt. Tief und unauslöschlich in sein Gedächtnis gebrannt.

Es war einmal, in einer pechscharzen, stürmischen Nacht, dass ein Monster auf die Welt kam, mit pissgelben Augen, und hässlicher als man es sich vorstellen kann.

Seine arme Mutter schrie und schrie und rannte aus dem Haus. Sie wollte nicht mit dem schrecklichen Ding allein sein. Erst als sie blutend auf dem Gehweg stand, kam die Hebamme und nahm sie mit an einen sicheren Ort, weit weg von dem Monster.

Die Mutter hoffte, dass es tot war, aber als die Hebamme zum Haus zurück ging, atmete das Monster noch und sah sie an, mit seinen pissgelben Augen. Sie war dumm, diese Hebamme, schrecklich dumm, denn sie begrub das Monster nicht im Garten und ging fort, so wie sie es versprochen hatte, nein, sie glaubte, dass sie es pflegen sollte, bis es in Würde starb.

Nur starb es nicht. Denn eine böse Macht hielt es am Leben, und eine böse Macht war es auch, die der Hebamme zuflüsterte, dass sie zwei arme Mädchen finden sollte, die das Monster aufziehen und vor der Welt versteckt halten würden. Und was waren das für arme Mädchen, die das Monster bändigen mussten! Tag ein, Tag aus mussten sie mit dem kleinen Biest kämpfen, und es gab nur Ruhe, wenn die Mutter sie besuchte und den Rohrstock von der Wand nahm. — Und was muss ich ihr morgen sagen? Dass du faul bist und sie wegen dir ihre Termine nicht einhalten kann? Dass du wieder nicht essen willst? Und was noch, hm? Was hast du noch angestellt, kleines Monster?

Sein Atem geht schnell, abgehackt, als wäre er in eiskaltes Wasser getaucht worden, doch es gelingt ihm, hier zu bleiben. Jetzt. In der Bibliothek. In Portugal. In Sicherheit. Er lebt. Nahe bei Padma. Bei Padma.

Und bald, so bald, wird alles vorüber sein.

Einige Stunden später betritt er die Lichtung. Ein schwarzer Schatten, der das Gras mit langen Schritten zerteilt.

Er nimmt sich viel Zeit, sich zu konzentrieren, ehe er kaum hörbar zu singen beginnt. Bald kommt Bewegung in das Zelt, als Padma sich, den lockenden Klängen folgend, aufsetzt, ihre Sandalen überstreift, aus dem Zelt heraus krabbelt und schwankend durch das hohe Gras auf ihn zu geht.

Das Licht des Mondes reicht gerade aus, um sie zu mustern. Sie wirkt zerbrechlich, mit ihrem halb aufgelösten Zopf und ihrem über-

großen, abgetragenen T-Shirt. Zerbrechlich, harmlos und wunderschön.

Er zögert, hebt dann aber doch die Hand, um Padma eine Haarsträhne hinters Ohr zu streichen, die ein Windhauch über ihre Stirn flattern lässt. Und als seine Fingerspitzen ihre Haut berühren, sie wahrhaftig berühren, weil sie wahrhaftig hier bei ihm ist, kann er nicht anders, als fest die Arme um sie zu legen. Um Padma.

Die Wunde an seiner Seite protestiert bei der Bewegung, doch der Schmerz bedeutet nichts, während Padmas Wärme langsam durch seine Kleider dringt. Auch beginnt er, ihren sanften Duft wahrzunehmen. Sonne, Schlaf und frisches Bettzeug. Wie das Leben selbst, das in seine Lungen strömt.

Mit einem tiefen Atemzug schließt er die Augen, die Arme fester um Padma, und er kann sich nicht erinnern, sich schon einmal so wohl gefühlt zu haben wie in diesem Moment, da sie ihm ausgeliefert ist und er die Macht hat, ihr nichts zu tun.

Tag 2

Joanna blinzelt verschlafen, gähnt, reckt die Arme über ihren Kopf, knallt schmerzhaft mit den Händen gegen etwas Hartes-

"Au!" Sie reißt die Augen auf, um verständnislos die potthässlich tapezierte Wand anzustarren, die nur ein kleines Stück von ihrer Nase entfernt aufragt. Dann kämpft sie sich hektisch unter ihrer Decke hervor, rappelt sich auf und sieht sich um.

Sie befindet sich in einer Nische mit einer Matratze, die auf nacktem Holzboden liegt. Daneben steht eine kleine Lampe, ihre Tasche und ihr Rucksack, darauf ihre Klamotten von gestern, ordentlich gefaltet, ihre Umhängetasche, ihr Cello.

"Was zur-" Sie wischt sich die Haare aus dem Gesicht und reibt ihre Augen; einen Moment lang einfach nur überfordert, ehe sie vorsichtig aus der Nische heraus tritt. Ein weiter, vollkommen leerer Raum. Fenster in der Wand zu ihrer Linken, mit einbruchsicheren Metallriegeln verschlossen. Fenster in der Wand geradeaus, gekippt und ohne Riegel. Eine geschlossene Tür und eine zweite, offene, hinter der ein Bad liegt, das mit seiner Außenwand einen Teil der Nische bildet.

"Okay." Hastig geht Joanna zu ihrer Tasche, um mit zitternden Fingern darin herumzuwühlen. Doch das Handy, nach dem sie sucht, ist genau so verschwunden wie ihre Schlüssel. "Scheiße!" Sie wendet sich ihrem Rucksack zu und tauscht ihr Schlafhemd gegen eine Jeans und ein T-Shirt, bindet sich einen Pullover um die Hüften, zieht ihre Sandalen an. Und nun?

Sie sieht zur Zimmertür. Der Schlüssel steckt. Sie könnte also raus.

Aber da wird sie bestimmt erwartet. Also erstmal die Fenster versuchen. So leise sie kann, hastet sie zur unverriegelten Seite.

Draußen liegt der Wald, davor eine Art Labyrinth aus hohen Büschen und Hecken, davor eine große, von weiteren hohen Hecken eingefasste Wiese und davor - sie reckt sich, um weiter nach unten zu sehen, ohne das Fenster öffnen zu müssen - davor eine Holzterrasse und gut vier Meter freier Fall.

Sie presst die Lippen zusammen. Also doch die Tür.

Zögernd schleicht sie hinüber und legt ein Ohr an das Holz. Ein hohes, mechanisches Surren, doch ansonsten ist es still.

'Okay.' Sie holt tief Luft, hält den Atem an, drückt die Klinke hinunter und sieht mit rasendem Puls durch den Türspalt. Eine u-förmige, mit hellgrauem Teppich belegte und von einem aufwendig verzierten Geländer begrenzte Galerie. Sie öffnet die Tür noch etwas weiter. Links, unter hohen Fenstern, kann sie eine Treppe erkennen, die hinab führt. Direkt gegenüber befindet sich eine zweite Treppe, die mit der ersten auf einem ausladenden Absatz zusammentrifft. In der Mitte des Absatzes steht eine steile, leiterartige Holzterrasse, die zu einer offenen Luke hinauf führt. Weder dort, noch auf den übrigen Treppen, noch der Galerie, bewegt sich etwas - abgesehen von der Quelle des Surrens: Einem kleinen Roboter, der seinen flachen Körper auf acht Spinnenbeinchen über den Teppich manövriert und eine Spur aus gebürsteten Fasern hinter sich her zieht.

Stirnrunzelnd streckt Joanna den Kopf ganz aus dem Zimmer. Auf der gegenüberliegenden Seite der Galerie befinden sich zwei geschlossene Türen - eine einfache und eine zweiflügelige - und eine weitere, offene, wo die beiden Hälften der Galerie auf einander treffen. Dahinter kann sie Bücherregale erkennen. Und es ist immer noch kein Mensch zu sehen.

Sie atmet tief durch, macht einen schnellen Schritt auf die Galerie hinaus und geht in die Hocke, während sie die Tür hinter sich zu zieht. Blick nach rechts, nach links, zur Luke.

Geduckt schleicht sie auf die Treppe zu, vorbei an dem kleinen Robo-

"Dididi!" macht das Gerät und zieht die Beinchen an seinen Körper.

"Shit!" Hektisch sieht sich Joanna um, lauscht - niemand zu sehen, nichts zu hören - huscht weiter, so schnell sie kann, zur Treppe, die Stufen hinunter zum Absatz, von dem aus es in eine schwarz-weiß geflieste Halle hinab geht, reckt den Hals, um an der Holzterrasse hinauf zu sehen, lauscht wieder, eine Hand an einer Geländerstrebe, beugt sich vor, um möglichst viel der Halle einsehen zu können, nimmt aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr, erstarrt.

"Guten Morgen, Padma." Eine tiefe, weiche, monotone Stimme mit

einem kaum wahrnehmbaren Akzent, den Joanna nicht zuordnen kann. "Hast du gut geschlafen?"

Langsam bewegt sich eine schwarze Gestalt in ihr Blickfeld. Ein Mann. Groß, aufrecht, dürr, gekleidet in einen Frack, dessen spitze Schöße bis zur Mitte seiner Waden hinunter reichen. Sein Gesicht ist hinter einer kantigen schwarzen Maske versteckt, die nur seine hellen, beinahe gelben Augen frei lässt, und sein schwarz-grau meliertes Haar hängt in schütterten, ungekämmten Strähnen bis zu seinem Kinn hinunter.

Überrumpelt starrt Joanna ihn an, während er weiter spricht:

"Endlich haben wir einander gefunden." Er geht um die Treppe herum und bleibt dicht vor der untersten Stufe stehen, um zu Joanna hinauf zu sehen. "Sag mir deinen Namen."

"Kommen Sie nicht näher." presst sie hervor.

"Natürlich." Zu ihrer Erleichterung zieht sich der Mann sofort bis an die Wand der Halle zurück. "Verzeihung." Er schüttelt leicht den Kopf. "Bitte hab keine Angst vor mir. Ich werde dir nichts tun. Im Gegenteil, dein Wohl ist mir ein großes Anliegen."

"Und da verschleppen Sie mich mitten in der Nacht?" platzt Joanna heraus.

Entschuldigend breitet der Mann die Hände aus. "Wie du sicher weißt, neigt das Schicksal dazu, uns Steine in den Weg zu legen. Ich wollte Komplikationen vermeiden und hatte gehofft, dass deine Erinnerung einsetzt, wenn du das Haus erkundest. Ich habe mich geirrt."

"Das kann man wohl sagen."

Schweigen tritt ein, während Joanna sich zögernd erhebt. Zwischen ihr und dem offensichtlich verwirrten Mann liegen gut sieben Meter, und noch mal zehn zwischen ihm und der Haustür. Wenn die unverschlossen ist und Joanna es schafft, nahe genug heran zu kommen, könnte ein entschlossener Sprint ihre Rettung bedeuten. Sie muss es nur irgendwie bis zur Straße schaffen und dann-

"Du erinnerst dich jetzt, nicht wahr?" fragt der Mann plötzlich. "Du hast von mir geträumt. So wie ich von dir geträumt habe."

Aus ihren Gedanken gerissen mustert Joanna seine Maske. "Nein, tut mir leid, ich habe keine Ahnung, wer Sie sind." Betont ruhig, doch ohne den Mann aus den Augen zu lassen, geht sie die Treppe hinunter in Richtung der Haustür. "Es tut mir auch leid, dass ich auf Ihr Grundstück eingebrochen bin. Ich hätte das nicht tun sollen und ich wäre Ihnen echt dankbar, wenn Sie mich nicht dafür anzeigen würden. Die kaputte Kette ersetze ich Ihnen natürlich; ich hab zwanzig Euro dabei, das sollte reichen, oder? Also, ich will Sie echt nicht länger stören." Auf seiner Höhe bleibt sie kurz stehen, um ihn anzulächeln. "Geben Sie mir eine Stunde, um meinen Kram abzubauen, dann sind Sie mich los."

"Ich habe dein Lager bereits abgebrochen und alles im Wagen verstaut."

"Oh, wow, danke, das ist echt nett von Ihnen." Sie setzt sich wieder in Bewegung. "Da brauch ich ja nur noch mein Cello und meinen Rucksack zu holen." Noch acht Meter, sieben. Ihr Herz hämmert gegen ihre Rippen.

"Du darfst gehen, wenn unsere Aufgabe erfüllt ist. Versuche dich zu erinnern. Es ist dein Schicksal, *unser* Schicksal, gemeinsam etwas Wundervolles zu erschaffen."

"Ich denke, Sie verwechseln mich mit jemandem." Drei Meter, zwei. "Aber ich habe auch ein ziemliches Allerweltsge Gesicht." Sie legt ihre Hand auf die Klinke, zieht-

"Nein, ich bin mir sicher." sagt der Mann, während sie noch einmal zieht, dann gegen die Tür drückt, die Klinke mit beiden Händen packt, daran zerrt. "Und ich hatte gehofft, dass alles sehr einfach sein würde, jetzt, da ich dich gefunden habe. Doch es scheint, dass das Schicksal noch nicht fertig mit uns ist."

Sie hört, wie er näher kommt, und fährt herum, den Rücken an die Tür gepresst. "Sie haben kein Recht mich hier festzuhalten."

"Das ist wahr." stimmt der Mann sanft zu. Er bleibt stehen; beobachtet sie nur noch, wie sie die Klinke loslässt und heftig atmend an der Wand entlang vor ihm zurückweicht. "Aber das Schicksal schert sich nicht um unsere Rechte. Und es hat die Macht, uns zu zwingen. Stell dich dieser Macht nicht in den Weg. Ich bitte dich um deiner selbst Willen." Er schüttelt den Kopf. "Ich will nicht dein Feind sein. Ich brauche dich, wie du auch mich brauchst. Lass uns gemeinsam unsere Freiheit verdienen."

"Nein." Den Tränen nahe reibt sich Joanna über das Gesicht. "Ich will hier raus. Lassen Sie mich raus."

"Du wirst dich erinnern." fährt der Mann ruhig fort. "An mich, an unsere Aufgabe. Doch fürs erste werde ich dir alles erklären, soweit ich es selbst verstehe."

"Nein!" Ihre Stimme klingt schrill und sie sieht sich hektisch nach einem Ausweg um, während sie mit aller Kraft darum kämpft, nicht in Panik zu geraten. "Ich will hier raus."

"Das verstehe ich. Und ich verspreche dir, ich werde dich in der Sekunde gehen lassen, in der wir unsere Aufgabe erfüllt haben. Aber das kann nur geschehen, wenn du mit mir zusammenarbeitest."

"Nein." Trotz der Tränen, die jetzt über ihre Wangen laufen, strafft Joanna die Schultern. "Sie werden mich sofort gehen lassen. Sofort!"

"Padma, bitte."

"So heiß ich nicht! Und ich will nichts mit Ihrem Schicksal zu tun haben, also lassen Sie mich gehen!"

"Es ist auch dein Schicksal."

"Nein! Lassen Sie mich gehen. Ich werde nichts Anderes mehr sagen als das, also lassen Sie mich gehen."

"Bitte versteh doch."

"Lassen Sie mich gehen."

"Ich kann nicht!"

"Lassen Sie mich gehen."

"Padma-"

"Lassen Sie mich gehen! Lassen Sie mich-" Ihre Stimme überschlägt sich, doch die des Mannes ist lauter.

"Ich kann nicht!" Mit einer Abruptheit, die Joanna zusammenzucken lässt, überwindet er die wenigen Schritte, die sie von ihm trennen, um dicht vor ihr stehen zu bleiben und ihre Oberarme zu packen. "Padma, bitte, ich flehe dich an." flüstert er, während seine Augen mit unerträglicher Intensität in ihre starren. "Hör auf, dich zu sperren, es wird dir nichts einbringen als Schmerz. Das Schicksal wird nicht von dir ablassen. Es wird deinen Widerstand zermürben, dich brechen, bis nichts mehr von dir übrig ist als der Wunsch, dass es aufhört. Bitte, Padma, glaube mir." Sein Griff verstärkt sich und er schüttelt sie leicht. "Du musst mir glauben. Ich will nicht, dass es dir antut, was es mir angetan hat. Und ich will nicht das Werkzeug sein, das-" Er schluckt. Dann lässt er sie los; vorsichtig, als hätte er Sorge, dass ihre Knie nachgeben, und sein Blick gleitet von ihrem Gesicht fort, zu der Wand in ihrem Rücken. "Du kannst versuchen, zu fliehen, aber du wirst die Zäune in meinem Garten nicht überwinden. Und wenn doch, werden meine Kameras dich sehen. Ich werde dir folgen und dich zurückholen, und ich weiß nicht, ob das Strafe genug sein wird. — Bitte, Padma, lass es nicht so weit kommen. Gib auf. Je eher du aufgibst, desto eher kann ich dich freilassen."

"O- okay." flüstert Joanna angestrengt. "Ich- ich- gebe auf."

"Danke." sagt der Mann leise und entfernt sich ein kleines Stück von ihr. Dann schweigt er. Scheint sich zu sammeln, ehe er fortfährt: "Ich werde nun im Atelier einige Vorbereitungen treffen. In der Küche steht ein Frühstück für dich, falls du hungrig bist. Und wenn du dich bereit fühlst, möchte ich dich bitten, zu mir herauf zu kommen und mir zu gestatten, dir unsere Situation zu erklären."

Schwer an die Wand neben der Tür gestützt starrt Joanna ihm nach, bis er auf dem Dachboden verschwunden ist und sich seine leisen Schritte über ihr verloren haben. Dann schüttelt sie sich, schnieft und geht zum ersten Fenster rechts der Tür. Draußen steht der Punto, am Rande eines gepflegten Kiesrondells.

So verdammt nah—

Sie atmet aus, konzentriert sich und wendet sich dem Riegel zu. Massives Metall. Ein schmales Schlüsselloch. Keine Plastikteile, keine sichtbaren Schrauben, nichts, was man abhebeln könnte. Sie steigt auf die Fensterbank und versucht, sich auf den Riegel zu stellen, um ihn zu brechen. Aber sie rutscht immer wieder ab.

Auch überall sonst im Erdgeschoss findet sie nichts als Riegel. An den schwarz verhängten Fenstern im ersten Raum links, wo - teils mit Folie, teils mit ausgebleichten Bettlaken vor Staub geschützt - kunstvoll gearbeitete Möbel, und Metallregale voller kleiner Skulpturen und ungerahmter Gemälde herumstehen. An den Fenstern im Raum gegenüber, in dem merkwürdige, wahrscheinlich selbstgebaute Musikinstrumente, weitere Möbel und große Skulpturen aufgereiht sind, und eine Laborecke mit Abzugshaube eingerichtet ist. Und auch in der vergleichsweise kleinen, mit Holz und Maschinen vollgestellten Werkstatt daneben.

Dort liegt auch ein Hammer herum.

Entschlossen packt Joanna ihn, geht in die Halle zurück und schleudert ihn mit aller Kraft gegen das nächste Fenster - doch er prallt nur mit einem frustrierend dumpfen Knall davon ab.

Der letzte Raum - der, aus dem der Mann vorhin gekommen sein muss - ist eine Küche. Sie ragt ein gutes Stück über den Rest des Hauses hinaus, um die Holzterrasse einzufassen, die Joanna schon vom Fenster aus gesehen hat. Draußen steht eine Bank, ein Tisch, zwei Liegestühle. Und als Joanna durch die Glastür tritt, weht ihr der Duft der Trockenwiese entgegen, die vor der Terrasse im Morgenlicht liegt.

Links, dicht vor der Buchenhecke, rostet ein gusseisernes Gestänge vor sich hin. Vielleicht eine Halterung für eine Hängematte oder etwas Ähnliches. Rechts schwingen tiefschwarze Bettlaken an einer Wäschespinn in der kaum bewegten Luft. Und in der Mitte dazwischen führt ein Trampelpfad zu einer Lücke in der Hecke, die den Zugang zum Labyrinth darstellen muss.

Doch Joanna hat für all das nur einen kurzen Blick übrig.

Die Grillen am Rand der Terrasse verstummen, als sie eilig die Holzbohlen überquert, um sich in die Hecke hinein zu wühlen, die sie vom Wald trennt. Zweige verfangen sich in ihren Haaren, zerkratzen ihre Arme und Wangen. Und als sie schließlich hinter die Blätter sehen kann, findet sie nur einen soliden, engmaschigen Metallzaun. Unüberwindlich. Ganz so, wie der Mann mit der Maske es versprochen hat.

Geschlagen befreit sie sich aus der Hecke, zupft die Blätter aus ihren Locken und lässt sich ins Gras plumpsen.

Eine Weile starrt sie nur blicklos auf den Durchgang zum Labyrinth. Doch schließlich rappelt sie sich wieder auf, gibt sich einen Ruck und geht zum Haus zurück.

Die Terrassentür öffnet sich mit einem leisen Knarren. Dahinter ist es still. Dennoch zögert Joanna und lauscht, den Kopf leicht gesenkt, ehe sie über die Schwelle tritt.

Der Raum, den sie beim Rausgehen nur flüchtig angesehen hat, ist riesig. Viel zu groß für die Küchenzeile aus hellem Holz, die Arbeitsplatte und den Esstisch, auf dem ein üppiges Frühstück angerichtet ist.

Mit einem Mal wird ihr bewusst, dass sie fast umkommt vor Hunger, und der Korb mit frischem Brot sieht unglaublich gut aus. Die Schale voller kleiner, unförmiger Äpfel, die vielen Gläser mit verschiedenen, offensichtlich selbstgekochten Marmeladen und Gemüseaufstrichen— Und auf der Arbeitsplatte neben dem Kühlschrank entdeckt sie ihre Vorratskiste. Eilig geht sie hinüber, um ihre letzten beiden Sojajoghurts heraus zu holen.

Dann, als sie in den wunderschön gearbeiteten Hängeschränken nach einer Müslischüssel und einem Löffel sucht, bleibt ihr Blick an dem Messerblock hängen, der neben dem Herd steht.

Sechs ordentlich aufgereichte, schwarze Griffe. Einen davon könnte sie packen, die Klinge aus dem Holz ziehen und sie ihrem Entführer vor den Bauch halten. *Lassen Sie mich gehen, oder—*

Aber könnte sie das? Sie sieht zur Tür. Jemanden mit einem Messer bedrohen? Ohne auch nur zu wissen, was er eigentlich von ihr will? Ohne versucht zu haben, alles friedlich zu lösen? Und was, wenn er ihr das Messer abnimmt und es gegen sie richtet? Hätte er solche Hemmungen?

Nein, es ist eine schlechte Idee. Eine richtig schlechte Idee. Und es fühlt sich falsch an, als sie ein kleines spitzes Schälmesser nimmt, ein Küchentuch um die Klinge wickelt und es in ihre Hosentasche steckt.

Falsch und ein winziges bisschen wie Sicherheit, während sie so bewaffnet ihren Joghurt mit Haferflocken und Rosinen löffelt.

Die Sicherheit verliert sich wieder, als sie wenig später am Fuß der Holzterrasse steht. Aber es führt kein Weg daran vorbei, sich mit dem Kerl da oben auseinanderzusetzen. Also. Sie seufzt und strafft ihre Schultern. Dann steigt sie hinauf.

Das Erste, was sie sieht, ist ein riesiger, mattschwarzer Konzertflügel, der zu ihrer Rechten auf dem weiß gestrichenen Boden steht.

Das Dachfenster darüber ist geöffnet, so dass ein leichter Windzug das Vogelgezwitscher von draußen herein tragen kann. Hinter dem Flügel teilen Regalreihen den weiten Raum.

In ihnen stapeln sich durchsichtige Kästen mit Pinseln, Schwämmen und Spachteln, Flaschen mit klaren und trüben Flüssigkeiten, bunte Pulver in ordentlich aufgereihten Gläsern, Paletten, Zeichenblöcke, Holzlatten in verschiedensten Längen und zahllose Rollen mit Papier und grauem Stoff.

Auf der anderen Seite der Luke trennen weitere Regale drei Arbeitsbereiche von einander ab. Der erste scheint eine Glaswerkstatt zu sein. Und als sich Joanna leise tiefer ins Atelier wagt - vorbei an einigen massiven, auf Gummirollen gelagerten Arbeitstischen und Hockern - entdeckt sie im zweiten Bereich eine Drechselmaschine und eine große, mit einem ausgebleichten schwarzen Laken verdeckte Skulptur. Die Werkbänke im dritten Bereich sind völlig leer und sauber. Und gegenüber, hinter dem letzten der Regale, steht der Mann mit der Maske.

Er hat den Rücken zu ihr gewandt und sortiert Hängeregister von einem Arbeitstisch zurück in die offenen Schubladen einiger grauer Aktenschränke.

"Bitte setz dich." sagt er so unvermittelt, dass Joanna zusammenzuckt. "Ich brauche noch einen Moment."

'Französisch.' schießt es ihr durch den Kopf, während sie zögernd gehorcht und sich bemüht, nicht allzu verkrampft und zusammengesunken dazuhocken. Sein Akzent ist französisch.

Sie räuspert sich. "Wie- wie heißen Sie eigentlich? Sie haben sich nicht vorgestellt."

"Ich bin der Maler, und so kannst du mich nennen. Wie möchtest du angesprochen werden?"

"Frau Murray. Und Sie dürfen mich siezen."

"Natürlich. Bitte entschuldigen Sie, dass ich das bisher nicht getan habe." Er schließt die letzte Schublade, ehe er sich der großen Metallstellwand zu seiner Linken zuwendet, um die von ihm heraus gesuchten Zeichnungen mit Magneten daran zu befestigen.

Dabei bemerkt Joanna, dass er seine einfachen, schwarzen Stoffschuhe abgestreift hat und in dicken Baumwollsocken herumläuft. Aber die Zeichnungen lenken sie gleich wieder davon ab.

Denn jede zeigt ein Gesicht. Mal von vorne, mal von der Seite. Und mit jedem Stück Papier, das an der Stellwand landet, wird dieses Gesicht Joannas eigenem noch ein wenig ähnlicher.

"Da waren Sie aber ganz schön fleißig, heute nacht." bricht sie ihr unbehagliches Schweigen.

"Nein." Der Maler schiebt die verbliebenen Magnete auf einer gera-

den Linie zusammen. Dann wendet er sich Joanna zu. "Dies ist eine der frühesten noch existierenden Arbeiten, die Sie zum Thema hat." Er deutet auf eine vergilbte Bleistiftskizze ganz oben links an der Stellwand. "Sie dürfte älter sein als Sie, doch die Ähnlichkeit ist bereits unverkennbar. Kommen Sie und sehen Sie sich alles aus der Nähe an."

"Nein, es geht schon, ich habe gute Augen."

"Kommen Sie bitte." Er sieht sie unverwandt an, während seine langen, dünnen Finger mit Nachdruck auf die Stellwand zeigen. "Sie wollen eine Erklärung, Antworten. Hier sind sie."

"Okay, okay." Abwehrend hebt Joanna die Hände und gehorcht, darauf bedacht, trotzdem so viel Abstand wie nur möglich zum Maler zu halten. Glücklicherweise scheint er auf ihre Nähe genau so wenig aus zu sein wie sie auf seine, so dass sich die gesamte Breite der Stellwand zwischen ihnen befindet, während er eines nach dem anderen auf die nächsten fünf Bilder deutet.

"Hier nehmen Sie mehr und mehr Gestalt an. Und schließlich haben Sie sich mir offenbart." Seine Hand wandert zur nächsten Reihe Bilder hinunter. Zu einer beinahe fotorealistischen Zeichnung von Joannas Gesicht; Bleistift auf dünnem, fleckigem Papier. "Ich musste das Material verwenden, das sich gerade in Reichweite befand, und war stark geschwächt, als ich diese Arbeit erstellt habe. Doch wenn Sie die Zeichnung gleich daneben betrachten, die nur wenige Tage später entstanden ist— Das sind *Sie*, Frau Murray. *Sie* haben in meinem Traum zu mir gesprochen. *Sie* kennen das Prinzip der Schönheit. *Sie allein* wissen, wie reine Schönheit entsteht, wie man sie erschafft. Und es ist Ihr *Schicksal*, dieses Wissen mit mir zu teilen; *unser* Schicksal, gemeinsam ein vollkommenes, perfektes Werk zu erschaffen."

"Aber ich habe überhaupt keine Ahnung von Schönheit oder Kunst oder—"

"Dennoch sind Sie Padma Padmasundari." unterbricht der Maler sie ruhig.

"Ich heiße Joanna, nicht Padma!"

"Joanna Murray ist Ihr Name. Padmasundari ist Ihre Identität. Sehen Sie wieder auf die Zeichnungen." Ohne den Blick von ihrem Gesicht zu nehmen, macht er einen kleinen Schritt auf sie zu. "Sehen Sie sich das nächste Gemälde an. Es ist in reinem Mohnsamenöl auf geätztem Glas gearbeitet. Diese Art der Farbe benötigt selbst unter optimalen Bedingungen mehrere Tage, um vollständig auszuhärten. Sollten Sie daran zweifeln, dass es sich tatsächlich um reine Ölfarbe handelt, können Sie sie gern in meinem Labor chemisch analysieren. Doch ich habe *Sie* in meinem Traum gesehen. Sie und niemanden sonst. Und ich habe weitere Beweise."

Joanna nickt langsam. Plötzlich geistesabwesend. Denn da ist eine Art Rauschen genau im Zentrum ihres Kopfes. Greifbar, wie ein feiner, farbloser Sand, der durch ihr Bewusstsein rieselt. Und durch diesen Schleier sieht sie das Gemälde. Nein, kein Gemälde. Einen Spiegel. Und er zeigt sie.

Sie und niemanden sonst.

Sie spürt, wie sich der Maler neben ihr bewegt. Zum Arbeitstisch geht. Dort irgendetwas aufstellt. Ein Stativ an dem er sein Handy befestigt. Er tippt auf dem Display herum. Zieht einen zweiten Hocker heran.

"Um jeglichen verbleibenden Zweifel auszuräumen, werde ich jetzt Ihr Gesicht vermessen und den Prozess filmen. Bitte setzen Sie sich wieder."

Joanna gehorcht mit trägen Bewegungen und sieht zu, wie der Maler eine kleine schwarze Mappe aufschlägt. Darin befindet sich ein Notizbuch, in dessen Cover sich die Umrisszeichnungen der Werkzeuge gedrückt haben, die auf der anderen Seite von abgenutzten Stoffbändern gehalten werden. Ein Bleistift, ein Messzirkel, ein Geodreieck, ein Maßband, eine Schieblehre.

"Halten Sie ganz still, dann ist es schnell vorbei." erklärt der Maler leise.

Noch ein Nicken. Der Messzirkel nähert sich ihrem Kinn. Und eine eisige Gänsehaut kriecht Joannas Rücken hinauf. Durchbrochen von einem beißenden Kribbeln der Nerven in ihrem Nacken, jedes Mal, wenn das Instrument sacht ihr Gesicht berührt. Doch sie zuckt nicht zurück. Sie sitzt nur da, reglos, und atmet den warmen Geruch von Kernseife, Sonne und Salbei ein, den die Kleider des Malers verströmen. Weil es das Einzige ist, was es auf der Welt noch zu tun gibt, während der Maler methodisch alle ihre Längen und Breiten vermisst, alle Abstände, Höhen und Winkel, seine hellen Augen starr vor Konzentration. Und Zahl um Zahl schreibt er Joanna in sein Notizbuch. Zahl um Zahl schrumpft das Atelier. Wie ein Käfig, der sich um sie herum schließt.

"Das war die letzte Messung." dringt schließlich die Stimme des Malers zu ihr.

Ein Nicken, was sonst? Doch das Rauschen lässt ein wenig nach und es gelingt ihr, aufzustehen. "Mir ist schlecht." bringt sie mühsam heraus.

"Das tut mir leid. Bitte setzen Sie sich wieder."

Kraftlos lässt sich Joanna auf den Hocker zurück fallen, vergräbt den Kopf in den Armen und stöhnt. Erst als der Maler das Notizbuch zu ihr herüber schiebt, sieht sie wieder auf.

"Alle Werte liegen innerhalb einer Toleranz von weniger als einem

Millimeter und einem halben Grad."

Blinzelnd fokussiert sie ihre Augen auf das Buch.

Auf der linken Seite ist in winzigen, schnörkeligen Buchstaben ihr Name eingetragen. Die Zahl 12. Das Datum des heutigen Tages. Portugal, *au bercail*. Rechts befindet sich eine Tabelle mit sehr vielen Zeilen und drei Spalten. In der ersten stehen lauter französische Worte. In der zweiten sind ihre eigenen Maße mit Bleistift eingetragen. In der dritten stehen weitere Zahlen, fast die selben; nur in schwarzer Tinte und allesamt mit Bleistift umkringelt.

Sie atmet. Ein. Aus. Und blättert eine Seite zurück.

Die Zahl 11. Ein Polaroid einer jungen, dunkelhaarigen Frau, die Joanna erschreckend ähnlich sieht. Ein winziger, schnörkeliger Name unter dem Foto. *Ukraine, Lviv*. Eine Adresse. Eine Telefonnummer. Daneben die gleiche Tabelle. Zahlen in Bleistift, Zahlen in Tinte, einige mit einem Kringel darum, doch die meisten in Klammern gesetzt oder durchgestrichen, wo die in Bleistift geschriebenen zu stark von ihnen abweichen. Auch auf der nächsten Seite klebt ein Foto, darunter ein Name, Kontaktdaten, eine Tabelle-

"Joanna."

Sie sieht auf. Ein Klicken, und die klobige alte Sofortbildkamera in den Händen des Malers spuckt ein Foto aus.

Joanna schüttelt den Kopf und versucht angestrengt, einen klaren Gedanken zu fassen. Aber alles, was in ihr vorgeht, fühlt sich zäh und unreal an, als wäre sie nicht ganz wach.

"Du siehst, dass du hierher gehörst, Joanna. Zu mir." Die Stimme des Malers klingt rau und belegt und die Hand, mit der er das Foto vor ihr auf das Notizbuch legt, zittert leicht. "Es gibt keinen Raum mehr für Zweifel. Du bist Padmasundari. Nur du und niemand sonst."

In diesem Moment geschieht etwas merkwürdiges mit dem Rauschen, als würde sich Musik darunter mischen; so leise, dass Joanna sie nur erahnen kann. Und langsam, als hätte der Maler einen Finger unter ihr Kinn gelegt, sieht sie zu ihm auf.

"Du erinnerst dich jetzt." flüstert er. "Du verstehst. Nach all dieser Zeit bist du endlich zu mir gekommen, und ich zu dir, und unsere Erfüllung ist zum Greifen nah."

"Ich- ich weiß nicht." murmelt Joanna dumpf. Es fühlt sich an, als hätte er recht. Als gehörte sie hierher; in dieses Haus, diesen Raum sogar. Zu diesem sonderbaren, dürren, maskierten Menschen, der vor ihr aufragt wie ein Strommast im Gewitter. Es ist kein angenehmes Gefühl. Keine angenehme Vorstellung. Und da ist etwas in ihr, das sich mit aller Kraft dagegen sträubt; gerade noch wahrnehmbar hinter der Musik und dem farblosen Rauschen des Sandes.

"Spürst du denn gar nichts?" fragt der Maler harsch und Joanna

kauert sich unwillkürlich zusammen.

"Ich weiß nicht. Mir- mir geht das alles zu schnell."

Seine Maske bewegt sich leicht, als er die Zähne zusammenbeißt. Doch er sagt nichts. Sieht nur weg. Zu der Wand mit den Bildern.

Bis Joanna sich aufrappelt. "Ich muss hier raus." sagt sie zittrig. Damit stolpert sie zur Luke und hinaus aus der Enge des Ateliers.

Ihren Cellokasten auf dem Rücken durchquert sie die Halle, die Küche, die Wiese, die Lücke in der Hecke, und das vertraute Gefühl der Schulterriemen, unter die sie ihre Finger gehakt hat, hilft ihr, sich ein bisschen weniger ausgeliefert zu fühlen. Ihr großer, knallgelber Schildkrötenpanzer.

Sie achtet nicht darauf, wo sie langgeht, während sich unter ihren Füßen dichtes Gras, spärlich bewachsener Sand, Kieselsteine, Rindenmulch, Kopfstein und Mosaikfliesen abwechseln. Doch irgendwann stößt sie auf einen kleinen Bach, dem sie verbissen durch das Heckengewirr folgt, bis sie eine Wiese mit einer uralten Trauerweide darauf erreicht.

Sie bleibt stehen, um die offene, sonnendurchflutete Höhle zu mustern, die die herabhängenden Zweige des Baumes bilden, die Bank aus Gusseisen, die am Stamm aufgestellt ist, die Schaukel, die ein Stück daneben von einem hohen Ast hängt. Schließlich geht sie hinüber, lehnt ihr Cello an die Bank und lässt sich auf die Schaukel fallen.

Über der Hecke ragt das Dachgeschoss des Hauses auf. Und jetzt, da sie wieder ruhig dasitzt, wird Joanna bewusst, wie sehr ihr die Beklommenheit von dort oben nachhängt. Wie einer ihrer Alpträume.

Du gehörst hierher.

Das ist nicht wahr. Es *kann* nicht wahr sein. Trotzdem fühlte es sich so an, als der Maler es sagte. Vielleicht weil er selbst so überzeugt davon ist. Dazu dieses komische Rauschen, das sie sich nicht erklären kann. Und nun steht in dem kleinen Notizbuch eine Kolonne von Zahlen, die egal macht, was sie fühlt oder denkt oder will. Für den Mann mit der Maske ist es eine erwiesene Tatsache, dass das Schicksal sie zu ihm geführt hat, und dass sie hier bleiben muss.

Sie stößt die Luft aus.

Wenn sie beweisen könnte, dass es kein Schicksal gibt, wäre alles ganz einfach. Aber das ist genau so unmöglich, wie zu beweisen, dass sie wirklich nichts über Schönheit weiß und auch niemals irgendeine mythische, prophezeite Erleuchtung haben wird. Also was kann sie tun?

Lügen und behaupten, sie würde sich zumindest an ihn erinnern? Aber deshalb lässt er sie noch lange nicht aus dem Haus. Es würde nur seine Erwartungen an sie höher schrauben, und wenn sie dann nicht liefern kann—

Oder sie könnte super enthusiastisch tun, so als wollte sie sich dringend erinnern. Aber das bringt sie genau so wenig hier raus. Und irgendetwas sagt ihr, dass der Maler es ihr auch nicht abkaufen würde.

Also was bleibt? Ruhig und halbwegs kooperativ sein? Irgendwie ein bisschen ehrliches Interesse aufbringen. Eine halbwegs freundschaftliche Beziehung zu ihrem Entführer aufbauen.

Kein besonders angenehmer Gedanke, aber machbar.

Nickend zieht sie einen Fuß zu sich auf den Schaukelsitz.

Und wenn Nicolas nächste Woche am Tor auftaucht—

Eine Weile starrt sie auf eins der vielen Gänseblümchen, die am Rand der Höhle im Sonnenlicht wachsen, während sie hin und her überlegt, ob sie es dem Maler sagen soll. Aber der Gedanke fühlt sich wie Aufgeben an. Als würde sie ein As im Ärmel wegwerfen, das den Maler vielleicht überrumpelt und ihr die Chance verschafft, doch noch abzuhaufen. Es ist eine Hoffnung. Die einzige, die sie hat.

Denn sie wird ganz bestimmt nicht darauf warten, dass der Maler ihr eines fernen Tages vielleicht genug vertraut, um sie allein aus dem Haus zu lassen, und sie kann sich auch nicht vorstellen, dass das passieren würde, bevor er die Geduld mit ihrem fehlenden Fortschritt verliert und auf die Idee kommt, sie zu bestrafen.

Seufzend reibt sie sich das Gesicht und lässt ihren Blick über die Wiese schweifen. Die Hecke hinauf. Zum Haus. Sie meint im Gegenlicht eine Bewegung in einem der Dachfenster zu erkennen. Aber als sie die Augen mit der Hand abschirmt, ist da niemand. Und schon im nächsten Moment lenkt ein leises Rascheln in der Hecke neben ihr sie ab.

Sie dreht den Kopf und zu ihrer Überraschung springt ein Eichhörnchen aus dem Blattwerk ins Gras neben der Bank.

"Ja hallo!" flüstert Joanna ungläubig.

Das Tier erstarrt, duckt sich und sieht sie ein paar Sekunden lang mit seinen kleinen schwarzen Knopfaugen an, ehe es wachsam hin und her ruckt.

"Du bist aber ein süßes kleines Kerlchen." erklärt Joanna und macht Anstalten, von der Schaukel zu rutschen.

Der buschige Schwanz des Tieres zuckt, und schon hüpfte es mit zwei weiten Sätzen auf die Rückenlehne der Bank, von dort an den Stamm der Weide, schraubt sich flink daran hinauf und verschwindet irgendwo im Geäst.

"Hey, warte!" Suchend geht Joanna um die Weide herum und sieht gerade noch einen flauschigen roten Blitz, der einen weit vorragenden Ast entlang saust, sich durch die Luft katapultiert und in die Hecke neben dem Eingang der Wiese taucht. Es raschelt, und schon gibt es keine Spur mehr von dem kleinen Tier.

Die Hände auf die Hüften gestützt sieht Joanna ihm nach.

Dann, ihr Cello wieder auf dem Rücken, entschlossen, das Eichhörnchen aufzustöbern, entdeckt sie in einer engen Nische die erste Statue.

Der Maler sitzt mit einem Zeichenblock auf der Bank neben der Terrassentür, als Joanna einige Stunden später wieder aus dem Labyrinth heraus kommt.

Er hebt den Kopf. "Guten Abend, Frau Murray." Seine Stimme klingt immer noch monoton, aber freundlich, und es liegt etwas Angespanntes, Erwartungsvolles in seiner Haltung.

Joanna bleibt stehen, um ihn zu mustern. Seufzt. "Sag Joanna zu mir. Darf ich deinen Kühlschrank plündern? Ich verhungere."

Er sieht in ihre Augen. Nur für einen Moment, ehe seine Schultern eine Winzigkeit herabsinken. "Natürlich. Ich koche auch gern etwas für dich."

"Nein, geht schon. Ich brauch sofort was." Mit einem steifen Lächeln geht sie an ihm vorbei in die Küche.

"Bedien dich ruhig auch an der Tiefkühltruhe. Dort findest du verschiedene vorgekochte Gerichte, die du lediglich aufzuwärmen brauchst."

"Okay. Soll ich dir auch eine Scheibe Brot toasten?"

"Nein danke." Eine Hand an die Zarge der Glastür gelegt, beobachtet er, wie Joanna ihr Cello an die Wand neben der Arbeitsplatte lehnt und sich Teller und Besteck zusammensucht.

"Hast du eigentlich noch irgendwas mit mir vor, heute?" fragt sie über ihre Schulter.

"Nein. Ich denke, der Tag war anstrengend genug und es reicht, wenn wir das Organisatorische morgen besprechen. Es sei denn, du möchtest es heute schon erledigen."

Joanna stößt die Luft aus und schüttelt den Kopf.

"In Ordnung. Ich begeben mich jetzt zurück ins Atelier, doch ich lade dich ein, mir nach deiner Mahlzeit Gesellschaft zu leisten."

"Okay. Mal gucken. Vielleicht geh ich auch schlafen."

Er nickt Joanna zu, obwohl sie nur Augen für den Toaster hat. "In diesem Fall wünsche ich dir eine Gute Nacht."

Er hatte nicht ernsthaft damit gerechnet, Joanna heute noch einmal zu sehen, und so dreht er sich überrascht um, als sie durch die Luke kommt.

"Hey." Sie nippt an ihrem Glas mit Traubensaft. Dann bemerkt sie die zerknüllten Notenblätter, die der Maler gerade vom Boden aufammelt. Sie deutet mit dem Kinn darauf. "Gescheiterte Kompositionsversuche?"

"Nein. Ich habe vergeblich nach Möglichkeiten gesucht, deinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Nun versuche ich, eine Strategie für unsere Zusammenarbeit zu entwickeln. Doch auch dafür mangelt es mir an Anhaltspunkten." Er drückt einen Papierball einige Male in der linken Hand zusammen, ehe er ihn zum Abfallkorb neben dem Klavierhocker trägt. "Wir werden improvisieren müssen, bis sich das Schicksal dazu herablässt, uns einen Hinweis zu geben."

"Hmm." Joanna zieht einen Hocker zu sich. "Sag mal, wusstest du, dass in deinem Labyrinth ein Eichhörnchen wohnt?"

"Ja. Sein Name ist van Gogh."

"Ich hab schon ewig kein Eichhörnchen mehr gesehen."

"Gewöhnlich kommen sie so weit südlich auch nicht vor. Meine Freundin Sérafine hat van Gogh als Welpen auf dem Parkplatz eines Supermarktes gefunden. Wir vermuten, dass er versehentlich in einem Lastwagen eingesperrt wurde."

"Er ist nicht wirklich zutraulich, oder?" Joanna verschränkt die Finger um den Boden ihres Glases und stützt es auf den Oberschenkeln ab.

"Nun, außer Sérafine und mir kennt er keine Menschen. Aber er wird sich sicher bald an dich gewöhnen." Der Maler wirft das letzte Papierknäuel in den Abfallkorb und lässt sich mit dem Rücken zum Instrument auf dem Klavierhocker nieder, während Joanna schmal das Lächeln erwidert, das sie in seiner Stimme zu hören meint.

Dann gibt sie sich einen Ruck. "Hey, machst du was Musik für mich?"

"Gern. Was möchtest du hören?"

"Ich weiß nicht." Gespielt nachdenklich trommelt sie mit den Nägeln gegen ihr Glas. "Etwas, das du geschrieben hast?" Sie strahlt ihn an, in der Erwartung, dass er geschmeichelt auf sie eingeht. Doch stattdessen erstarrt er.

"Ich- ich denke nicht, dass ich eines meiner Stücke für dich spielen sollte."

"Warum?"

"Mein- meine Kompositionen sind-" Er senkt den Blick auf seine

fest an einander gedrückten Knie, während er nach Worten zu suchen scheint. "Sie sind nicht harmlos." sagt er schließlich.

"Was heißt das?"

"Das- das möchte ich nicht erklären."

Unbehaglich versucht Joanna, irgendetwas aus seinen ihr ausweichenden Augen zu lesen. "Na gut." sagt sie schließlich. "Wie wäre es dann mit ein bisschen Satie? Kannst du zufällig die *Gnossiennes*?"

"Nicht Note für Note, doch ich kann versuchen, etwas Vergleichbares für dich zu improvisieren."

"Impro? Klingt gut. Und- sag mal, darf ich dich was fragen?"

"Natürlich."

"Okay, ähm— Magst du vielleicht mal deine Maske ab-"

"Nein." Er hatte schon Anstalten gemacht, sich dem Flügel zuzuwenden, fährt jetzt aber wieder herum und starrt Joanna an. "Keine Fragen zu meiner Maske! Du wirst mir *keine* Fragen zu meiner Maske stellen."

Erschrocken über die Heftigkeit seiner Reaktion hebt Joanna ihre freie Hand. "Ist gut." sagt sie beschwichtigend. "Kein Problem, ich werds mir merken."

"Es geht dich nichts an und ist für unsere Arbeit vollkommen irrelevant."

"Ja, du hast recht. Entschuldige, dass ich es angesprochen habe."

"Es geht dich nichts an."

"Ja. Es geht mich nichts an. Ich habe verstanden und ich will nicht darüber streiten. Es tut mir leid, dass ich es angesprochen habe." Noch immer starrt der Maler sie an, aber Joanna meint, in seiner Haltung mehr Zögerlichkeit als Aggressivität zu erkennen. Oder ist es Angst? "Ich will wirklich nicht mit dir streiten." wiederholt sie ruhig.

Er sagt nichts. Und einen Moment später wendet er sich endlich der Klaviatur zu. "Die *Six Gnossiennes*, ja?"

"Genau. Magst du Satie?"

Er macht eine unbestimmte Kopfbewegung, und obwohl seine Hände sichtbar zittern, beginnt er zu spielen.

"Aber van Gogh ist dein Lieblingsmaler?"

Schweigen, während seine zuerst stockenden Takte zu fließen beginnen.

"Ich habe keine Lieblinge in dem Sinne." sagt er schließlich leise. "Aber mich fasziniert van Goghs Art der Abstraktion. Auch wenn ich die Unruhe seiner Arbeiten nicht gut ertragen kann."

Joanna nickt, nachdenklich lauschend. Irgendwann bemerkt sie, dass sie den Maler die ganze Zeit schon anstarrt. Seine langen, schlanken Finger, die geschmeidig über die Tasten gleiten. Seine

langsam weicher und bewegter werdende Haltung, die etwas von einem winzigen, sorgsam zurückgehaltenen Tanz hat. Das unlesbare Profil seiner Maske. Seiner Maske, über die er nicht sprechen will.

Hastig flüchtet sie ihren Blick auf den Saft in ihrem Glas und räuspert sich. "Die Statuen im Garten hast du gemacht, oder?" fragt sie dann, mehr um sich abzulenken.

Der Maler nickt.

"Die sind toll. Und ein paar find ich richtig faszinierend."

Ein Blick aus dem Augenwinkel. Schweigend.

"Also-" Nachdenklich legt Joanna einen Finger an ihr Kinn. "Zum Beispiel die Statue mit dem Baumsetzling und die mit der Vogeltränke. Die sind beide unvollendet, obwohl deine Arbeit daran eigentlich abgeschlossen ist. Der Schaffensprozess geht ohne dich weiter. Die Statue mit dem Baum vollendet sich selbst, ganz langsam, weil der Baum wächst und der Stamm dicker wird, bis die Frau sich tatsächlich daran anlehnt. Und am Ende versinkt sie in ihm. Das ist toll. Irgendwie poetisch." Leicht nickend wartet sie auf eine Reaktion des Malers, die jedoch nicht kommt.

Also fährt sie fort: "Die Statue mit der Vogeltränke ist immer nur für ein paar Minuten vollendet, wenn gerade ein Vogel badet und die Elfe am Rand einen Grund hat, sich wegzudrehen und zu lachen. Und der Vogel bestimmt, wie es aussieht. Wenn er wegfliegt, ist das Werk wieder unvollendet. Es kommt und geht mit dem Vogel. Das ist echt cool." Sie lächelt den Maler an, aber er hält nur seine Schultern wieder steif und sein Kopf bewegt sich leicht in Joannas Richtung, so als wollte er sie erneut aus dem Augenwinkel beobachten.

Unsicher huscht ihr Blick zurück auf ihr Glas. Sie trinkt ein paar Schlucke, sieht zu dem leeren Notenhalter des Flügels, zu den Fingern auf der Klaviatur, der Naht in der Schulter der Frackjacke, der Maske—Bemerkt, dass sie schon wieder starrt.

"Arbeitest du eigentlich gerade an was?" fragt sie den letzten Schluck Saft in ihrem Glas.

"Nein."

"Echt an gar nichts?" Sie leert das Glas. "Dabei hast du so einen riesigen Arbeitsraum."

Er schweigt einen Takt lang. Dann hebt er leicht eine Schulter. "Wenn du möchtest, zeige ich dir mein jüngstes Werk. Es ist unvollendet, doch ich habe die Arbeit daran aufgegeben."

"Au ja." Joanna reckt sich und unterdrückt ein Gähnen. "Ist es ein Bild oder eine Statue?"

"Eine Holzplastik." Er zögert. "Möchtest du sie sofort sehen?"

"Nein, morgen oder so. Ich bin ziemlich erledigt. Aber spiel erst noch was. Ich mag deine Impro. So gefühlvoll. Das ist schön." Sie

lächelt, und wieder reagieren nur seine Schultern. Der letzte Tropfen Saft bildet einen Ring am Boden ihres Glases, während die Finger des Malers noch ein paar Takte spielen. Doch schließlich lässt er sie auf seine Oberschenkel sinken.

"Ich sollte dich nicht vom Schlafen abhalten."

Joanna seufzt. "Na gut." Sie gönnt sich ein weiteres, herzhaftes Gähnen. "Gute Nacht."

Er nickt, ohne zu ihr zu sehen. "Ich hoffe, du kommst trotz allem bald zur Ruhe."

Unentschlossen steht sie in der offenen Tür ihres Zimmers. Ihr Cellokasten lehnt noch immer neben der Zarge, wo sie ihn zurückgelassen hat, ehe sie doch noch einmal ins Atelier hinauf gegangen ist.

Sie kann in ihren Fingern fühlen, dass sie heute noch keinen Ton gespielt hat. Aber es ist auch leer in ihr, stumm, wie ausgetrocknet, und eigentlich will sie nur, dass der Tag endlich vorbei ist.

So kramt sie schließlich den Stoffbeutel mit ihren Waschsachen aus dem Rucksack und putzt sich die Zähne, während ein letzter Rest graues Abendlicht durch die unzerbrechlichen Badezimmerfenster fällt.

Sie schließt die Tür ab, ehe sie sich umzieht, ihr Haar flicht, einen Tag auf dem Kalender durchstreicht, den sie auf einen Zettel gekritzelt hat.

Dann holt sie das Cello doch noch her, um auf dem Bett sitzend dumpfe Doppelgriffe zu zupfen, bis sie ruhig genug ist, um einzuschlafen.

Ihre Schritte auf der Treppe. Ihre Tür, die sich schließt.

Stille.

Seine Hände, warm und schwer auf seinen Oberschenkeln. Reglos, doch innerlich vibrierend. Seine Lider fallen herab. Übermüdet. Schwach. Er blinzelt. Hat er heute außer Morphin schon irgendetwas zu sich genommen? Ja, vor ein paar Stunden. Ehe er sich auf die Terrasse gesetzt hat, um auf Joanna zu warten.

Da schwamm er noch auf einer Welle aus Euphorie, weil er sie im Garten sehen durfte, auf der Schaukel, unter der Trauerweide, ihren Kopf leicht geneigt. Ein Gemälde. Dort. Zum Leben erwacht.

Die Erinnerung lässt ein Kribbeln über seine Arme laufen, während volle, weiche Dur-Akkorde in seiner Brust anschwellen, und er spürt die schwarz-weißen Tasten vor sich. Spürt sie an seinen Fingerspitzen, die noch immer auf seinen Beinen ruhen. Spürt seinen

Kopf schwerelos, seinen Körper schwankend. Wie auf einem Baumwipfel. Sanft gewiegt. Weit oben über dem Wald.

Langsam steht er auf. Schwankt in die Küche. Zwingt ein wenig Nahrung herunter. Schwankt in den Keller, ins Bad, Kleider in einem Haufen auf dem Boden. Warmes Wasser, das seinen schwankenden Leib hinab rinnt.

Seine Welt ist geschrumpft. Ein Haus, ein Garten. Ein anderer Mensch an seiner Seite. Aber es fühlt sich an wie damals, als er zum ersten Mal frei war und die Welt unfassbar groß. Er lächelt unwillkürlich. Noch etwas breiter. Lässt los und erlaubt seinen Gedanken, zu einigen der wenigen schönen Momente seines Lebens zu wandern.

Die Straßen waren so schwindelerregend weit, die Häuserzeilen endlos, unüberschaubar, atemberaubend. Der Badensee war ein Ozean, der Fluss unbegreiflich. Die erstbeste Landstraße ein magischer Wegweiser ins Unbekannte. Und alles lag blau-schwarz-silbern im Mondlicht. Still und menschenleer.

Dann kam der Tag mit seinem wandlungsvollen Licht. Es kamen die Menschen, denen er wochenlang auswich, ehe er bemerkte, wie leicht es war, selbst ohne seine Stimme von geschäftigen Augen übersehen zu werden. Er beobachtete sie und ihm wurde bewusst, dass sie nicht alle gleich aussahen. Dass er einige hübsch fand. Dass er einer hübschen Person über Stunden hinweg folgen und mit Papier und Bleistift ihre Formen, Gesten und Bewegungen studieren konnte, um sein Zeichnen zu verbessern.

Schließlich wagte er sogar, in ihre Autos zu klettern, um weiter heranzukommen. Da sah er dann zum ersten Mal den einen oder anderen Wald, aber nur am Rande. Kaum bewusstes, verwaschenes Grün, das draußen vor dem Fenster vorbei zog und immer wieder schnell durch Häuserzeilen, Büro- und Industriegebäude, Lagerhallen, Silos, Fabriken ersetzt wurde.

Doch eines Tages bog der Wagen, in den er geklettert war, auf eine sehr holprige Straße ab. Schlaglöcher warfen ihn für eine schier endlose Zeit im Fußraum herum, ehe der Wagen endlich anhielt. Der Motor verstummte. Der Fahrer stieg aus.

Draußen nur Bäume. Er lugte über den Rand des Fensters. Nur Bäume. Er ließ sich zurück in sein Versteck sinken. Wartete. Wartete. Verlor die Geduld. Stieg aus, so leise er konnte, zog seinen Rucksack über die Schultern, richtete sich auf und war, plötzlich am ganzen Leib zitternd, zum ersten Mal an allen Seiten umgeben vom lebendigen Chaos eines Waldes.

Die Augen gingen ihm über, so viele Farben, Formen und Texturen lagen neben-, über-, unter einander, Grün und Braun und Gelb und

Grau, glatt, rauh, geschuppt, geschwungen, Äste, Blätter, Nadeln, Büsche, Blüten, Kräuter, Licht und Schatten, und unter seinen Füßen der Boden, ein weicher, zäh federnder Widerstand, knisternd und raschelnd, und die Luft roch nach Erde, Harz, Staub, Feuchtigkeit, während sie mit Zirpen, Zwitschern, Rauschen seine Ohren streichelte.

Und das war alles, alles, so frei und wild, und er rannte los, weil er einfach losrennen musste, einen schmalen, sandigen Pfad hinunter.

Er hörte den Fahrer hinter sich rufen, hörte, wie er ansetzte, ihm nachzustellen, wie er fluchte, ehe es einen lauten Knall gab und etwas an seinem Kopf vorbei sauste. Erschrocken bog er ins Unterholz ab, rannte weiter und warf sich, als er nicht mehr konnte, hinter einem umgestürzten Baum auf den Boden. Panisch nahm er seine Maske ab, um besser atmen zu können, und lauschte.

Doch er hörte keine Schritte, kein Rufen, nichts. Nur Zirpen, Zwitschern und das Rauschen des Windes, das über dem wilden Pochen seines Herzens zu ihm drang.

Als er schließlich wieder zu Atem gekommen war, setzte er seine Maske wieder auf und wagte es, über den Rand seines Verstecks zu lugen, aufzustehen, während er weiter lauschte— Noch immer nichts, außer dem Wald, Wald, Wald.

Mit einem Seufzen ließ er den Kopf in den Nacken fallen. Sah zu den schwankenden Baumkronen auf. Ihm wurde schwindelig, so dass er sich an den nächsten Stamm anlehnte; erst mit der Schulter, dann mit dem Bauch, denn sein Inneres war so warm und hell, dass er einfach die Arme um etwas legen musste.

Er schloss die Augen und lauschte wieder. Dem Wald. Seinem eigenen Atem. Und langsam wurde er ruhig. So ruhig wie sonst nur im Keller, während er die Rinde durch den dünnen Stoff seiner Maske spürte. Rauh und warm. Und die Grillen zirpten weiter. Die Vögel zwitscherten. Wind rauschte durch die Wipfel und wiegte die Bäume.

Innerlich glühend begann er, mit den Fingerspitzen die Rauheit und Glattheit der Rinde zu erkunden. Die Höhen und Tiefen, Ebenen und Hänge, Härten und Weichheiten. Und er hörte jede Berührung, denn das Holz flüsterte sie in sein Ohr. Tief atmend klopfte und kratzte er, fand Stellen, die federten, wenn er daran zupfte, hörte auch, wenn oben in den Kronen der Wind auffrischte und rauschte, knarzte und quietschte.

Als er sich schließlich an dem Baum gesättigt hatte, kicherte er und quietschte selbst, denn ihm war plötzlich aufgegangen, dass es weit und breit niemanden gab, der ihn für seine Geräusche bestrafen konnte. Hier im Wald durfte er so laut und seltsam sein wie er woll-

te. Und zum ersten Mal spürte er, wie das, was er mit seiner Kehle, seiner Zunge, seinem Kiefer, seinen Lippen tat, bis in seine Stirn, unter seine Augen, in seine Schultern und sogar tief in seinen Bauch hinein ausstrahlte. Er nahm die Maske ab und hielt die Finger dicht vor seinen Mund und auch sie gerieten in Schwingung. Er kauerte sich zusammen und alles, was er war, schwang.

Als er auch davon genug hatte, hob er Piniennadeln, Stöcke, Zapfen, Gräser, Blätter, Vogelfedern, Steine auf, um sie an sein Ohr zu halten, daran zu zupfen, darauf zu klopfen, darüber zu streichen und ihnen zu lauschen, ehe er sie vor seinen Augen drehte, um ihre Formen und Farben aus allen Richtungen zu sehen und in sich aufzusaugen.

Er roch auch an allem, doch dabei fühlte er sich schnell überwältigt und bekam Kopfschmerzen. Er lauschte lieber und sah. Fand Ameisen und Tausendfüßer, Käfer, die mal groß mit langen Fühlern waren, mal klein und schillernd. Einmal landete sogar ein winziger Rüsselkäfer auf seinem Ärmel und er lachte, weil er zwar Bilder von solchen Käfern in seinem Lexikon gesehen, aber doch daran gezweifelt hatte, dass es so ein albernes kleines Tier wirklich geben könnte. Als der Käfer weitergefliegen war, fand er Schneckenhäuser und Pilze. Labyrinth aus Flechten und Moos, die zu faszinierenden Landschaften wurden, wenn er sich ganz dicht daneben auf den Bauch legte.

Als er irgendwann wieder aufstand, war alles andere auf einmal riesig, und er begann den Raum zu spüren, der ganz anders wurde, wenn er zwischen dicken Stämmen hindurch auf eine Lichtung trat. So fern-nah und hoch-weit über den geschwungenen, sanft wogenden Flächen, wo Farn, Gras, Blüten, gefallene Nadeln, Blätter in einander über gingen.

Und alles dort lebte. Alles atmete. Alles war so wie er. Niemand störte sich an ihm. Niemand schimpfte ihn für sein Faulenzen. Niemand nannte ihn zurückgeblieben und lachte darüber, dass er es liebte, seine Sinne zu streicheln.

Nach einer langen Zeit bemerkte er, dass er hungrig war, und aß das Wenige, das er in seinem Rucksack fand. Dann begann es zu regnen. Erst nur ein wenig, doch bald schüttete es wie aus Eimern und er verbrachte die Nacht frierend auf einem Jägerhochstand.

Wieder in die Stadt zurück zu müssen, war schlimm. Die harten Gehsteigplatten unter seinen Füßen machten ihn unglücklich. Die Mauern mit ihren immer gleichen rechten Winkeln. Die vorgeschriebenen, asphaltierten Pfade, für die alles Leben niedergewalzt worden war. Und um sein Elend perfekt zu machen, wurde es Herbst, so dass er einen Ort zum Überwintern suchen musste, anstatt eine Möglich-

keit zu finden, wie er in die Kronen der höchsten Pinien hinauf gelangen könnte.

Doch er würde zurückkehren. Er würde im Wald leben. Weit weg von allem, was nicht lebendig war. Für immer.

Er blinzelt müde, stellt das Wasser ab und nimmt ein Handtuch aus dem Schrank neben der Dusche.

Das alles ist so lange her, dass es kaum noch real scheint. Wie frei er trotz allem war. Wie glücklich.

Er versucht, nicht über diese Zeit hinaus zu denken, während er sich abtrocknet. Über das Sehnen nach dem Wald. Geräusche und Berührungen. Es muss doch auch für ihn etwas geben, das nur schön sein darf. Es muss doch.

Aber das Paradies war nur ein weiterer Anfang. Eine weitere Phase, in der das Schicksal ausholte, um dem weichgeschlagenen Ton seines Seins eine erste grobe Form zu geben.

Und obwohl er mehr Morphin nimmt als er sollte, finden kurz vor Morgengrauen Träume ihren Weg in seinen Schlaf.

Paris war zuerst nur eine weitere Ortschaft, die draußen vor dem Fenster vorbei zog. Dann wurde es zu einer Stadt. Zu einer sehr großen Stadt, aus der er sofort wieder verschwinden wollte. Aber die Hochhäuser lichteten sich, machten weniger hässlichen, flacheren Gebäuden Platz, und schließlich fuhr sein Wagen die Avenue Joseph Bouvard entlang und er sah den Eiffelturm, über den er in seinem Lexikon gelesen hatte. Da wusste er, wo er war. Und er wusste auch, dass es in Paris noch andere berühmte Dinge zu sehen gab. Dass hier viele berühmte Maler und Komponisten gelebt und neue Kunstströmungen erfunden hatten.

Das alles ließ ihn doch noch neugierig werden. Und wenn er es schon in einer Stadt würde aushalten müssen, hätte er es auch schlechter treffen können.

So vermischte er die Suche nach einem Winterquartier mit Streifzügen vom Pantheon über den Jardin de Luxembourg nach Notre Dame, zur Sainte-Chapelle und der Conciergerie, verbrachte lange Nächte im Centre Pompidou, dem Louvre, dem Musée d'Orsay, Musée Rodin und Musée de l'Orangerie, sah sich all die verschiedenen Brücken an, das Hôtel des Invalides mit seiner Kirche und seinen historischen Ausstellungen, besuchte Montmartre, die Sacré-Coeur, die Madeleine, das Palais Garnier, das er von der Musikbibliothek über die Logen, Umkleiden und Maschinenräume bis hinunter in die

Katakomben und an den großen unterirdischen See erforschte.

Allein dort hatte er eine ganze Reihe gemütlicher, versteckter Ecken gefunden. Außerdem klang der Konzertflügel im Orchestergraben überirdisch schön und die Vorstellung, jede Nacht darauf spielen zu können, ließ ihn innerlich erbeben. Auch das kleine Cello, das er vor einer Weile organisiert hatte, gewann im Graben und auf der Bühne einen überraschend guten Klang, und er konnte sich keinen besseren Ort vorstellen, um die Möglichkeiten seiner Stimme weiter zu erforschen.

Doch dann stolperte er über eine der vielen Leihbibliotheken von Paris und ihm wurde klar, dass er zwei Heimaten haben würde.

Die Tage verlebte er bequem eingerichtet hinter einem Stapel stau- biger Kartons im Lager der Bibliothek und verschlang Bücher. Über Physik, Chemie und Mathematik. Über Botanik, Zoologie und Geologie. Über die Sprachen und Kulturen der Welt. Über Computer und Robotik. Über Psychologie, Medizin und Pharmakologie. Über das Leben in der Wildnis. Und natürlich und vor allem über Malerei, Zeichentechniken, Portraitarbeit, Musik, Komposition, Harmonielehre—

Er legte seine Bücher nur beiseite, um sich in den besser beleuchteten öffentlichen Teil des Gebäudes zu schleichen, wo er sein theoretisches Wissen umsetzte, indem er die Besucher zeichnete, Fotografien aus Bildbänden kopierte und malte, was er durch die Glasfront im ersten Stock sehen konnte.

Seine Nächte gehörten dem Palais Garnier, wo er, versteckt in einer unbesetzten Loge, Opern und Ballette sah, ehe er das Haus für sich hatte und für viele Stunden in seinen eigenen Klängen schwelgte. In der Stille. In der absoluten, ungestörten Dunkelheit.

Danach, erschöpft und glücklich, verkroch er sich in einem Winkel im fünften Untergeschoss, um sich in tiefem, traumlosem Schlaf zu verlieren.

So verstrich sein Winter des Wissens und der Kunst viel zu schnell, ging in den Frühling über, den Sommer— Und schließlich war auch der Bücherstapel durchgelesen, den er zu seinem endgültigen Aufbruchssignal erklärt hatte.

Es kam also sein letzter Tag in der Bibliothek, an dem er noch die letzten fünf Seiten des letzten seiner zahllosen Zeichenblöcke füllen würde, ehe er auch ihn schweren Herzens im Heizungskeller zurückließ und in den Wald heimkehrte.

Er kauerte auf seinem Lieblingsplatz in einer Ecke am Fenster hinter dem Ohrensessel, und auf dem Sofa gegenüber saß - wie immer um diese Zeit - Sophie mit ihrem Notizbuch.

Sie arbeitete an einem Roman, so viel hatte er über die Monate herausgefunden. Wovon die Geschichte handelte, wusste er jedoch nicht. Er wusste nur, dass Sophie sich stets ein wenig geduckt hielt, die breiten Schultern um ihren kurzen Hals hochgezogen, das runde Gesicht gesenkt und ausdruckslos, bis sie in ihrer Arbeit versunken war. Dann wurde ihre Miene auf einmal lebendig. Sie bewegte ihre Mundwinkel, während sie überlegte, schob die Lippen vor, presste sie zusammen, kaute darauf herum, ehe sie wieder schrieb, mal lächelnd, mal schmollend, mal verträumt, mal mit zornig heruntergezogenen Augenbrauen, mal traurig, dann wieder zufrieden grinsend, erneut innehaltend, die Augen weit geöffnet oder nachdenklich verengt, den Kopf schiefgelegt, minutenlang reglos—

Sie war ein unendlicher Quell an interessanten Ausdrücken und er zeichnete sie mit einer gewissen Wehmut zum letzten Mal.

Doch schließlich war sein Block gefüllt und es gab nichts mehr, das ihn noch hier hielt.

Mit einem stillen Seufzen lehnte er die Schläfe an die Wand, während er Sophie weiter betrachtete. Dann sagte plötzlich eine freundliche weibliche Stimme ihren Namen, mehrmals, bis sie aufsaß und in ihrem Gesicht etwas geschah, das Louis noch nie zuvor gesehen hatte. Er erkannte Freude, Sanftheit, Offenheit, aber sie erschienen auf eine völlig neue Weise, so dass Sophies gewöhnlich nicht besonders hübsches Gesicht wie in einem Licht aus Schönheit erstrahlte.

Auch ihre Haltung veränderte sich. Sie ließ ihre Schultern herabsinken, richtete ihren Rücken auf, hielt den Kopf erhoben. Sie bewegte sich viel weicher, leichter, raumgreifender. Und als sie ihre Besucherin zur Begrüßung umarmte, schmiegte sie sich völlig anders an sie, als sie es bei dem Mann tat, der sie immer am Dienstag- und Samstagabend abholte. Als wäre es schön. Als wäre sie sicher in den Armen dieser Frau.

Verwirrt starrte Louis den beiden nach, wie sie die Bibliothek verließen, um sich in ein Café schräg gegenüber zu setzen.

Irgendwann tauchte der Mann auf - erst beim Sofa, wenig später im Café, wo er hitzig mit Sophie und der anderen Frau diskutierte - doch Louis bemerkte es nur am Rande. Er war zu fasziniert von dem, was er gesehen hatte, und zeichnete hektisch auf jedes freie Fleckchen Papier in seinem Block, was er durch die Fenster von Bibliothek und Café hindurch von Sophies Gesicht erkennen konnte.

Er ging nicht an die Oper in dieser Nacht und schlief auch nicht. Stattdessen sammelte er alle Zeichnungen zusammen, die er jemals von Sophie angefertigt hatte, suchte die besten heraus und sah hin und her, zwischen ihnen und seinen kläglichen Versuchen, das Wunder festzuhalten.

Seine Musik war vergessen. Die Dunkelheit. Der Wald. Seine Sehnsucht unter einem viel mächtigeren Begehren verschüttet. Er *musste* verstehen, was da geschehen war. Wie es sein konnte, dass Schönheit unsichtbar existierte und offenbart werden konnte wie ein sorgsam gehütetes Geheimnis.

Und so verbrachte er die nächsten Wochen damit, auf Sophie zu warten und zu hoffen, dass die andere Frau - sie hieß Armande - noch einmal vorbeikommen würde. Doch Armande holte Sophie nur noch einige wenige Male ab, ehe sie der Bibliothek wieder fern blieb. Und ganz gleich wie genau er diese wenigen Begegnungen beobachtete, sie reichten einfach nicht aus, um das Rätsel zu lösen.

Mit fest zusammengebissenen Zähnen saß er schließlich wieder hinter seinem Stapel aus Kartons und wusste, er würde zu drastischeren Mitteln greifen müssen. Zu gefährlicheren.

den dieses Rätsel war es wert, und es würde nichts Anderes auf der Welt für ihn geben, bis er es gelöst hatte.

Sophie lebte in einer großzügigen Einliegerwohnung, die die Hälfte des ersten Stocks eines Hauses in irgendeinem Pariser Vorort einnahm.

Der Rest des Hauses war möbliert, aber nachdem Louis sich ein Plätzchen im Keller gesucht hatte, stellte er fest, dass es zur Zeit nicht benutzt wurde. Sophie kam nur einmal die Woche vorbei, um die Blumen zu gießen, Staub zu wischen und die Musikanlage so laut zu stellen, wie es nur ging. Sie mochte spanische Musik mit Gitarren und Kastagnetten und wirbelte dazu stampfend und aufrecht über die gefliesten Böden, in Gesicht und Haltung einen Abglanz dessen, was in Armandes Gegenwart geschah.

Das machte ihm Hoffnung.

Die Wohnungen waren außerdem über den Dachboden mit einander verbunden, so dass Louis nicht gezwungen war, jedes Mal hinaus zu gehen und Sophies Türschloss zu knacken, wenn er zu ihr gehen wollte, und ihm mit der Bodenluke auch ein zweiter Fluchtweg offen stand.

Beides machte sein Vorhaben sicherer und half ihm, den nötigen Mut zu sammeln. Trotzdem war er sehr nervös, als er zum ersten Mal die Leiter herunter ließ und den kleinen Abstellraum betrat, in dem sie endete.

Er wurde etwas ruhiger, während er die Räume der Wohnung nach guten Verstecken durchsuchte. Leider fand er nicht viele. Aber dafür etwas anderes, das sein Herz höher schlagen ließ: Feine schwarze Katzenhaare überall. Einen Kratzbaum neben der Yuccapalme am

Fenster des großen, luftigen Wohnzimmers. Ein angenagtes Pappkistchen mit einem Kissen darin auf der Heizung im Schlafzimmer. Eine Katzentoailette neben dem Schrank im Bad. Einen Futter- und einen Wassernapf in der hell gefliesten Küche. Nur die Katze selbst konnte er nirgends entdecken - bis er schließlich in den Abstellraum zurückkehrte.

Die gesamte rechte Seite des Raums wurde von den Lamellentüren einer Schrankwand eingenommen. An einer Stelle waren die Lamellen gebrochen, als hätte jemand dagegen getreten. Und als Louis sich vor dem Loch auf den Boden hockte, konnte er auch die Haare sehen, die an den Bruchkanten klebten.

Leise schnalzte er ein paar Mal mit der Zunge, und tatsächlich flackerten zwei grünlich-rot schillernde Katzenaugen in der Dunkelheit auf.

"Mieze." flüsterte er, die Wangen heiß vor Freude. Dann schnalzte er noch einmal und streckte der Katze vorsichtig eine Hand hin. Sie schnupperte in seine Richtung, rührte sich aber nicht. Also stand er auf, um ein wenig Trockenfutter aus der Küche zu holen.

Als er sich wieder zur Tür umdrehte, stand die Katze schon da, leicht geduckt, ihr Schwanz unsicher zuckend.

Er ging in die Hocke und ließ ein Bröckchen Futter über den Küchenboden bis vor die Füße der Katze kullern. Sie musterte es, schnupperte daran, sah wieder zu Louis.

Der bewegte nachdenklich die Lippen, ehe er aufstand, um ein Thunfischdöschen aus dem Vorratsschrank neben dem Fenster zu holen. Er zeigte es der Katze aus der Entfernung - keine Reaktion. Er öffnete es mit einem Knacken—

"Mauuu!" Die Katze tippelte ein paar Schritte auf ihn zu, aber als er zum Waschbecken auf der anderen Seite der Küche ging, wich sie wieder hinter die Türzarge zurück.

Er beobachtete sie, wie ihr jetzt hoch aufgestellter Schwanz zitterte und sie schnuppernd den Kopf reckte, während er das Wasser abgoss. Lächelnd drückte er das Döschen zusammen, so dass es schmatzende Geräusche machte.

"Mmah." sagte die Katze mit Dringlichkeit in der Stimme. "Nah. Nah-ah."

Er öffnete die Dose ganz und die Katze wagte sich ein paar Schritte in die Küche hinein, immer wieder maunzend, die geweiteten Pupillen auf den Thunfisch fixiert.

Als Louis diesmal in die Hocke ging, wich sie nicht zurück, auch wenn sie das Stückchen Fisch, das er ihr anbot, erst aß, nachdem er es vor ihr auf den Boden gelegt hatte. Aber während sich das Döschen langsam leerte, fasste sie Vertrauen, so dass sie am Ende aus

Louis' Hand aß und sogar auf seinen Schoß kletterte, als er ihr anbot, sie zu streicheln.

Es war himmlisch. Zu wissen, dass er für eine Zeit mit dieser freundlichen kleinen Katze würde zusammenleben können, ohne dass es sie in Gefahr brachte.

Er grinste über beide Ohren, als er die Wohnung so leise, wie er gekommen war wieder verließ.

Er wartete einige Tage, ehe er ausprobierte, ob es Momo - so hieß die Katze - recht war, wenn er sich ebenfalls im Schrank versteckte. Doch schließlich zog er die Tür hinter sich zu und rollte sich auf ihrem weichen Lager aus Winterbettwäsche zusammen. Momo sah ihm interessiert zu. Dann zwängte sie sich durch das Loch in den Lamellen, tapste schnurrend über seinen Arm und kuschelte sich an seinen Nacken.

Er seufzte tief zufrieden. Und auch sonst ließ er es sich sehr gut gehen.

Sophies Wohnung war gemütlich, offen und hell, mit ihren freien Fensterscheiben. Es war wundervoll, dort mit Momo zu spielen, sie zu zeichnen, ihr warmes Gewicht auf seinem Schoß oder an seiner Seite zu spüren. Und das Zeichnen war so leicht hier. Es gab an fast jeder Stelle jeden Raums genug Licht, so dass er herumwandern konnte, wie er wollte. Er konnte sogar mit seinen Aquarellfarben malen, weil er in der großen Wohnung ein kleines Plastikgefäß mit einem dichten Klappdeckel gefunden hatte und keine Angst mehr haben musste, dass er Waschwasser über dem Teppich verschütten würde, sollte er einmal in aller Eile seine Sachen wegräumen müssen.

Er kannte auch Sophies Gewohnheiten bald gut genug, um zu wissen, wann es sicher war, sein Cello in ihre Wohnung zu holen. Denn er konnte zwar vom Fenster im ersten Stock der großen Wohnung die Straße hinunter sehen, aber das Zimmer war leer und die Tapete erinnerte ihn an Cléon. Außerdem spielte er viel zu gern für Momo, die seine Konzerte zu genießen schien und manchmal dazu sang.

Auch seinem Körper ging es gut, denn er hatte auf dem Dachboden drei Kartons mit Kleidern gefunden, von denen ihm einige nur ein wenig zu weit waren. Er genoss es, jeden Tag etwas frisch gewaschenes anzuziehen, nachdem er in der großen Wohnung geduscht hatte. Selbst seine Maske konnte er täglich wechseln, nachdem er aus einem schwarzen Rock ein paar neue genäht hatte. Den verbliebenen Stoff hatte er gleich in den Rucksack mit seinen unverzichtbaren Dingen gepackt, so dass er noch mehr nähen konnte, wenn er wieder

ein Stück gewachsen war.

Selbst das Essen war ein Fest. Es gab einen großen Supermarkt ganz in der Nähe von Sophies Wohnung, so dass er nicht mehr auf Nahrungsmittel fixieren musste, die leicht und lange haltbar waren. Er kochte sogar, in der großen Wohnung, und aß wie ein König nur Dinge, die ihm schmeckten.

Nachts schlief er bei Momo in ihrem Versteck, ihren kleinen Körper nah bei seinem. Und in all seiner Zeit bei Sophie wachte er nur zweimal auf, weil er einen Albtraum hatte.

Seine Studien verliefen im Gegensatz dazu enttäuschend.

Er verbrachte zahllose Morgen damit, durch die halb geöffnete Tür des Abstellraums zuzusehen, wie Sophie in der Küche frühstückte. Hockte an zahllosen Abenden unter dem Schaukelstuhl in der Ecke neben dem Sofa, während sie auf ihrer Schreibmaschine tippte, las oder einen Film ansah. Beobachtete, wie sie in der Hauptwohnung tanzte, und zeichnete und zeichnete. Doch der magische Wandel ereignete sich weiterhin nur, wenn sie mit Armande zusammen war, und dann auch nur an der Tür, wenn sie Armande begrüßte und von keinem Versteck aus sichtbar war.

Er konnte nur das Ergebnis zeichnen. Sophie, die lebhaft gestikulierend mit Armande über das Schreiben, Bücher, Filme und Politik diskutierte, sich über gemeinsame Freunde und Bekannte unterhielt, an gemeinsame Erlebnisse erinnerte, herumalberte, Witze erzählte, über Unsicherheiten, Ängste, Hoffnungen sprach. Armande, die immer etwas Zeit brauchte, um warm zu werden und ihre Ernsthaftigkeit gegen einen weichen Humor einzutauschen. Momo, die immer dort sein wollte, wo etwas geschah, und gern im Weg herumsaß, während Armande kochte.

Schließlich entschied er, seine Stimme zu benutzen.

Das Einfachste - unter der Garderobe zu sitzen, wenn Armande zu Besuch kam - war leider nicht möglich, da sie kaum auf seine Stimme reagierte. Aber Sophie war sehr empfänglich, und er war schon in Cléon in der Lage gewesen, Céciles Bewegungen zu steuern, und selbst Adèle hatte er lächeln lassen können. Es wäre also durchaus möglich, dass er einen Weg finden konnte, selbst die Wandlung in Sophie auszulösen. Er musste es nur vorsichtig angehen.

In der nächsten Nacht schob er die Tür zu Sophies Schlafzimmer auf.

Momo, die zur Abwechslung in dem Kistchen auf der Heizung

schief, hob mit einem leisen Gurren den Kopf, reckte dann aber nur ihre Beine und rollte sich schmatzend auf den Rücken, wo sie weiter döste.

Auch Sophie lag auf dem Rücken, diagonal über ihr breites Bett ausgestreckt, ihre Füße bei ihrem Kissen, ein Bein ihres Schlafanzuges bis zum Oberschenkel hochgeschoben und ihre Decke zwischen den Knien zusammengeknüllt.

Louis schluckte und plötzlich war da ein krampfartiges Stechen in seinem Bauch. Ihm wurde schwindelig. Er holte Luft. Spürte Hitze in seinem Nacken. Holte noch einmal Luft. Setzte an zu singen, doch er brachte keinen Ton heraus. Sein Bauch wurde bretthart und sein Herz schlug immer schneller und schneller, in wachsender Panik, setzte immer wieder für eine unerträgliche Sekunde aus, ehe es einen Schlag heraus zwang, so gequält und angestrengt, dass es weh tat. Er rang nach Atem, aber seine Lungen waren wie eingeschnürt. Ludwig war da, schrecklich nahe bei ihm, ein Schrei, panisch aufgerissene Augen, an seine Rippen geklammert, weinend, allein-

Keuchend wandte er sich ab, stolperte aus dem Zimmer und machte einige Schritte in Richtung der Abstellkammer, doch seine Knie gaben nach. An der Wand zusammengekauert hörte er nur sein eigenes flaches Keuchen und ein Wimmern, von dem er nicht wusste, ob es aus seiner Kehle kam oder nur in seinem Kopf existierte. Er war nicht mehr sicher, was das für eine Wand in seinem Rücken war, tastete über den Boden, Holzboden, ganz glatt, kein weicher Teppich, kein Geruch von Blumen, aber es war unreal, sie ist tot, tot—

Er nahm seine Maske ab, um besser atmen zu können, das Wimmern jetzt lauter, presste den Mund an seine Knie, an seinen nackten Arm, verbiss sich darin, fester, fester, und der Schmerz übertönt alles Andere. Kriecht heiß und hart bis zu seiner Schulter hinauf, füllt das Gelenk aus, wird hell, wird zu einer gleißenden Taubheit, während Speichel zu seinem Ellenbogen herabrinnt. Und dann geschieht etwas. Ein Geräusch, ein Gefühl, etwas wie ein Knacken oder Nachgeben an seinem Arm, und er ist wieder hier, ganz hier, auf einem Boden aus Holzlaminat. Taubheit wurde wieder zu Schmerz, als er seinen verkrampften Kiefer löste. Der Geschmack von Blut in seinem Mund.

Er zitterte. Ihm war schlecht. Aber Ludwig war fort. Und er nicht.

Als er irgendwann den Kopf hob, bemerkte er Momo, die herüber gekommen war, um nach ihm zu sehen. Erschöpft strich er der Katze über den Kopf. Dann schlich er in die große Wohnung, um seine Wunde zu versorgen.

Er versuchte es nicht noch einmal in dieser Nacht, und an den nächsten paar Tagen war er zu müde, um sich zu konzentrieren. Doch schließlich stand er wieder an Sophies Bett, wo sie diesmal anders herum lag, die Decke über ihren Kopf gezogen, ihr Kissen auf dem Boden.

'Es ist alles gut.' redete er sich beruhigend zu. *'Wir sind in Paris. Ich trage meine Maske. Ich werde sehr vorsichtig sein. Sie wird nicht aufwachen. Ihr wird nichts geschehen—'* Und als sein Herz dennoch schneller schlug, drückte er auf den Verband an seinem Arm, damit der Schmerz ihn wie ein Anker in der Gegenwart hielt.

Er sah zu Momo, die bei der Türzarge auf der Seite lag, auf ihren Ellenbogen gestützt, ein Pfötchen untergeschlagen. Ihre Schwanzspitze zuckte leicht und ihre halb geschlossenen Augen gaben ihr einen abschätzigen Ausdruck, so als hätte sie wenig Geduld für einen Feigling wie ihn.

Er musste lächeln. Dann atmete er tief durch.

Er brachte Sophie beim ersten Mal nur dazu, sich aufzusetzen und ihre Decke über sich zu ziehen. Doch mit jedem weiteren Versuch wurde er ruhiger und gewann an Selbstvertrauen. Bald verzichtete er sogar darauf, seinen Rucksack und das Cello fluchtbereit im Gebüsch vor der Tür zu verstecken.

Den Wandel konnte er dennoch nicht herbei führen. Ganz gleich, wie sehr er sich bemühte, seine Stimme wie das klingen zu lassen, was er zwischen Sophie und Armande gesehen hatte.

Dann kamen die Tabletten.

Sophie hatte ohnehin jeden Abend welche genommen, aber sie fügte noch andere hinzu, die bewirkten, dass sie reglos schlief und nicht mehr auf seine Stimme reagierte.

Er konnte es ihr nicht verübeln, denn ihm war schon aufgefallen, dass seine Besuche ihren Schlaf störten. Zumindest hatte sie in den letzten Wochen zunehmend still und müde gewirkt. Sie hatte auch weniger Zeit an ihrer Schreibmaschine verbracht und nicht mehr getanzt. Zuletzt war sie sogar einige Male zuhause auf dem Sofa geblieben, anstatt in die Bibliothek zu fahren.

Aber er hatte das Rätsel noch immer nicht gelöst und er konnte einfach nicht aufgeben, ohne noch eine letzte Strategie versucht zu haben: Sie direkt zu fragen, was es war, das sie dazu bewegte, Armande ihre Schönheit zu offenbaren.

So verkroch er sich eines Abends unter dem Schaukelstuhl, um dort auf den Moment zu warten, wenn Sophie in einem Buch oder Film versunken sein würde.

Es war ausgesprochen riskant, sicher, aber seine Sachen waren wieder vor dem Haus versteckt, und er war zuversichtlich, dass sich sein langsames, vorsichtiges Vorgehen auch hier bewähren würde.

Doch es kam anders.

Ja, es gelang ihm, sie unter seine Kontrolle zu nehmen, und mit ein wenig Nachdruck konnte er sie dazu bringen, aufzustehen, ein paar Schritte zu gehen, sich wieder zu setzen. Aber als er seinen Gesang ausklingen ließ, begann Sophie zu weinen. Sie rührte sich nicht, starrte nur geradeaus, aber er konnte hören, wie sich Tränen in ihre zitternden Atemzüge mischten.

Verwirrt wartete er unter dem Schaukelstuhl, bis sie aufstand, um ins Schlafzimmer zu gehen. Dann huschte er in die Abstellkammer zurück. Von dort aus hörte er, wie sie sich durch die Wohnung bewegte, an der Spülmaschine herumräumte, sie anstellte, Momos Toilette reinigte, den Müll hinaus brachte, in der Küche lange das Wasser laufen ließ, unter Momos aufgeregtem Maunzen sehr viel Trockenfutter in eine große Schüssel füllte, schluchzend etwas zu Momo sagte, ins Wohnzimmer zurückkehrte, irgendetwas tat, das anhaltend knisterte—

Danach war es still. So lange, dass er sich schließlich aus dem Abstellraum heraus wagte, um nach Sophie zu sehen.

Sie lag auf dem Sofa ausgestreckt. Vor ihr auf dem Tisch mehrere leere Blisterstreifen ihres neuen Medikamentes. Er wusste nicht warum, aber das machte ihm Angst, und er ging zu ihr.

"Sophie?"

Sie rührte sich nicht.

Etwas lauter: "Sophie?"

Noch immer keine Reaktion.

Zögernd streckte er die Hand nach ihrer Schulter aus. "Sophie?" Er rüttelte sie sacht. "Sophie?"

Sie blinzelte. Langsam. Benommen. Ihr Blick rollte über ihn hinweg. Ausdruckslos. Dann lag sie wieder still, egal wie sehr er noch an ihrer Schulter rüttelte oder ihren Namen rief. Da wurde ihm bewusst, dass er schon über Tabletten gelesen hatte, die beim Schlafen helfen, und warum Leute manchmal sehr viele davon nahmen, und was dann geschehen konnte.

Wimmernd richtete er sich auf. Seine Gedanken rasten. Sophie brauchte Hilfe. Sie musste in ein Krankenhaus. Sofort. Aber wie? Wie?

Er brauchte eine Nummer. Die von einem Arzt.

So schnell er konnte, rannte er zum Telefon. Neben dem Gerät lag ein Zettel mit Namen und Zahlen darauf. Nirgendwo stand *Arzt* oder *Krankenhaus*, aber einer der Namen war *Armande*.

Er hob den Hörer ans Ohr und tippte mit zitternden Fingern die Zahlen ein. Es gab ein tutendes Geräusch; zweimal, dreimal, ehe er endlich Armandes Stimme hörte, die die Zahlen wiederholte. Schluchzend fiel er ihr ins Wort: "Du musst einen Arzt rufen! Sophie braucht einen Arzt!"

Kurz war es still, dann: "Wer ist denn da?"

"Sophie hat ganz viele Tabletten genommen, du musst schnell einen Arzt rufen, bitte, sonst stirbt sie!"

Jetzt klang Armande besorgt: "Sophie Favreau?"

"Ich- ich weiß nicht, sie wohnt in der kleinen Wohnung oben im Haus."

"Bist du bei ihr?"

"Ja, aber sie braucht schnell einen Arzt!"

"Ist gut, ich rufe den Notarzt. Und du musst bei Sophie bleiben und die Tür aufmachen, wenn es klingelt, in Ordnung?"

"Ja."

"Gut, ich leg jetzt auf. Geh nicht weg, ja? Mach die Tür auf, wenn es klingelt."

"Ja."

Es klackte, gefolgt vom Freizeichen, und er hastete zur Wohnungstür, um sie zu öffnen, hielt die Klinke, während er hinaus starrte, dann über seine Schulter, sah Momo, die aus der Küche schaute und ihr Mäulchen leckte, wieder nach draußen, schob einen von Sophies Schuhen zwischen Tür und Zarge, er würde Momo einsperren müssen, damit sie nicht aus der Wohnung lief, aber was, wenn sie länger warten müsste? Wenn sie sich im Wandschrank verstecken wollte, weil der Arzt ein Fremder war, der in die Wohnung kam? Und sie brauchte ihr Wasser, Futter, ihre Toilette, er müsste alles in die Abstellkammer tragen, aber die hatte keine Fenster und war so klein, er konnte Momo nicht in der Abstellkammer einsperren, er musste hier bleiben, um sie wieder heraus zu lassen, und er hatte selbst solche Angst und bekam nicht genug Luft und wollte nur noch weg, weg—

Also schnappte er Momo, lief in die Abstellkammer, schloss die Tür und verkroch sich im Schrank. Dort wurde er wieder ruhiger, doch es dauerte nicht lange, bis er draußen Autos hörte, Schritte, mehrere Stimmen in der Wohnung, zwei Männer und eine Frau, die Sophie ansprachen, leise mit einander redeten, Schritte, die durch die Wohnung gingen. "Hallo? Hier soll ein kleines Mädchen sein, das uns helfen kann? Wir müssen wissen, wie lange es her ist, dass sie die Medikamente genommen hat. Hallo?" Es klopfte an der Tür der Abstellkammer, sie wurde geöffnet, wieder die Stimme, lauter, unterbrochen von einem Ruf aus dem Wohnzimmer, worauf hin sich die Schritte langsam wieder entfernten.

Er hörte auch Armande, weinend, eine Männerstimme, die leise redete, die Wohnungstür. Stille.

Und in dieser Stille wurde ihm bewusst, dass er sich verraten hatte. Dass er nicht bleiben konnte. Dass er nicht bei Momo bleiben konnte.

Der Schmerz dieser Erkenntnis schnürte sein Herz ein. Etwas in ihm zerriss und er würgte ein langes, qualvolles Schluchzen heraus, während er Momos warmen kleinen Körper so fest an sich zog, dass sie unzufrieden murrte. Ein weiteres Schluchzen kam heraus, Tränen, und dann war plötzlich die Schranktür offen und Armande hockte vor ihm.

"Du bist also doch noch hier." sagte sie heiser.

Entsetzt starrte er sie an.

"Sophie wird wieder gesund." Armande lächelte unter Tränen. "Der Arzt sagt, dass ihre Atmung sehr gut ist, sie müssen ihr nur den Magen auspumpen und sie überwachen, bis sie wieder zu sich kommt. Aber wenn du nicht angerufen hättest-"

Er starrte noch immer, stumm, Momo wie einen Schutzschild vor seiner Brust.

"Wie heißt du? – Ich bin Armande." Sie rückte ein wenig näher und er prallte zurück, bis in die hinterste Ecke des Schrankes, in die er sich presste, jetzt zitternd, das Gesicht abgewandt, die Augen fest zugekniffen.

"He, ich tu dir doch nichts." Armande lachte sanft.

Er fühlte ihren Blick auf seinen Knien, seinem Kopf.

Dann: "Zuerst dachte ich, dass du vielleicht ein Einbrecher bist, aber du klingst noch sehr jung. Und Momo kennt dich-" Sie brach ab, als sie etwas begriff. Schwieg, kalt und hart, ehe sie leise sagte: "Sophie hat gespürt, dass hier noch jemand ist. Sie hatte schreckliche Alpträume. Und sie dachte, dass sie anfängt zu halluzinieren, wie-" Wieder brach Armande ab.

Ihr Blick brannte sich in seinen Körper, bis er sicher war, dass sie ihn töten würde. Vor lauter Furcht klammerte er sich so fest an Momo, dass sie ächzte.

Schließlich sprach Armande wieder und er zuckte zusammen, obwohl ihre Stimme weich klang: "Das konntest du alles nicht wissen. – Warum hast du dich denn hier eingenistet? – Du bist von zuhause weggelaufen, nicht wahr? Und so verängstigt, wie du bist—" Sie seufzte. "Arme Kleine. Du brauchst dich wirklich nicht vor mir zu fürchten. Ich arbeite mit Kindern, die so sind wie du. Denen weh getan wurde, die weggelaufen sind, die keinen haben, der für sie da ist. Wenn du möchtest, nehme ich dich mit in das Heim, bei dem ich angestellt bin. Wie wäre das? Hm? Es ist schön da. Es gibt einen großen Garten und gutes Essen, und wenn du erstmal alleine sein möch-

test, geht das auch. – Überleg es dir."

Er hörte, wie sie sich anders hinsetzte.

"Ich packe jetzt noch ein paar Sachen für Sophie zusammen. Denkst du, dass du in der Zwischenzeit genug Mut sammeln kannst, um zu sprechen?"

Er rührte sich nicht.

"Ich kann auch erst wieder nach dir sehen, wenn ich aus dem Krankenhaus zurück komme. Wäre das besser? – Weißt du, es wäre wirklich schön, wenn du noch ein wenig hier bleiben und Sophie sagen könntest, dass sie sich nicht mehr zu fürchten braucht. Und das Heim ist auch noch einmal eine ganz andere Sache, die du getrennt davon entscheiden kannst."

Sie wartete schweigend, während Momo sich aus seinem Griff wand und auf seinen Nacken kletterte. "Überleg es dir," sagte Armande schließlich. "Ich werde dich zu nichts zwingen." Damit stand sie auf, verließ das Zimmer und zog die Tür hinter sich zu.

Seine Angst brauchte eine ganze Weile, um genügend abzuflauen, damit er sich wieder bewegen und ruhiger atmen konnte. Er war auch noch sehr zittrig und dankbar, dass Armande nicht noch einmal herein kam. Sie klopfte nur an die Tür und rief, dass sie jetzt aufbrechen und in etwa zwei Stunden wieder zurück sein würde.

Dann war sie fort. Mit dem Klicken der Wohnungstür verlor die Luft ihre Stickigkeit und es gelang ihm, sich aufzurappeln.

In der plötzlich unheimlichen Stille holte er all seine gefüllten Zeichenblöcke vom Dachboden, um sie auf den Tisch im Wohnzimmer zu legen, löste die Zeichnungen von Sophie und ihrer Wohnung aus dem noch nicht ganz vollen Block in seinem Rucksack - auch die Zeichnungen von Momo, unter neuem Schluchzen - tauschte die Kleider vom Dachboden gegen seine alten, die neuen Masken gegen die alte, legte den angeschnittenen Rock dazu, das Plastikgefäß aus der großen Wohnung, das kleine Reisenähset, das er ebenfalls dort gefunden hatte, eine angebrochene Rolle Küchenkrepp—

Zum Schluss riss er ein leeres Blatt aus seinem Block, um *'Es tut mir leid.'* darauf zu schreiben. *'Du brauchst keine Angst mehr zu haben.'*

Momo sah ihm die ganze Zeit über aufmerksam zu und schließlich stolperte er zu ihr, setzte sich neben sie und lockte sie sacht, bis sie sich noch einmal von ihm in den Arm nehmen ließ.

"Ich hab dich lieb, Momo," flüsterte er. "Bitte vergiss mich nicht." Und er begann wieder zu weinen und streichelte ihren kleinen, weichen Körper, um mit seinen Händen ein Bild von ihr in sich aufzunehmen, lauschte ihrem wohligen Schnurren, so dicht an seinem Ohr, schmiegte sein Gesicht an ihre Brust, um ihr Fell zu riechen,

ihre Pfötchen, die warm an seiner Maske lagen-

Dann hörte er, wie ein Wagen vor dem Haus hielt.

Wie gestochen sprang er auf, stolperte auf den Dachboden hinauf, von dort in die große Wohnung, aus dem Haus, holte seine Sachen aus dem Gebüsch und rannte und rannte, bis Sternchen vor seinen Augen flackerten.

Tag 3

Sie weiß, wo sie ist, noch bevor sie richtig ins fahle Licht der Schlafnische geblinzelt hat. Stöhnend zieht sie ihre Decke über den Kopf. Aber in der Wärme darunter riecht es anheimelnd nach Kernseife und ein Kloß bildet sich in ihrem Hals. Sie schlägt die Decke wieder zurück. Dann rappelt sie sich auf, duscht und starrt lange auf das Schälmesser, das aus der Tasche ihrer Hose fällt, als sie sie vom Boden aufhebt. Aber irgendwie fühlt es sich nicht so an, als wäre es nötig, es heute wieder mit sich herumzuschleppen.

Also versteckt sie es unter ihrem Kopfkissen, und ihr gelingt sogar so eine Art Lächeln, als sie kurz darauf auf die Klinke der Küchentür drückt.

Abgeschlossen.

Sie runzelt die Stirn. Doch drinnen ist bereits Bewegung zu hören. Ein Rascheln, der Schlüssel wird gedreht, die Tür öffnet sich.

"Guten Morgen, Joanna. Bitte komm herein."

"Morgen." Sie setzt ihr Beinahe-Lächeln wieder auf, während sie den Maler mustert, der heute noch etwas zerzauster aussieht als gestern und immer noch seine Maske trägt. Hastig wendet sie den Blick zum gedeckten Tisch und lässt sich auf ihren Platz fallen.

Der Maler räumt derweil seinen benutzten Teller in die Spülma-

schine. "Wenn du nichts dagegen hast, würde ich gern nach deinem Frühstück die bereits angekündigten organisatorischen Dinge besprechen."

"Okay—"

"Du könntest dir in der Zwischenzeit einige Gedanken darüber machen, was du brauchst, um dich hier wie zuhause fühlen zu können. Ich warte unter der Trauerweide auf dich." Damit macht er sich auf den Weg zur Terrassentür.

Doch gerade als er die Hand nach der Klinke ausstreckt, platzt Joanna heraus: "Ich kann wirklich nicht hier bleiben."

Der Maler hält inne. "Es werden sich Wege finden, deine Obligationen auszusetzen."

"Ich will meine 'Obligationen' aber nicht aussetzen."

"Das verstehe ich. Aber das Schicksal lässt uns beiden keine Wahl."

"Woher willst du das wissen?"

"Joanna, wir haben all das bereits besprochen. Du hast die Bilder gesehen. Die Zahlen. Wir sollten—"

"Woher willst du wissen, dass das alles Schicksal ist?"

Einen langen Moment steht der Maler nur da, den Kopf gesenkt, ehe er mit leiser, angespannter Stimme erklärt: "Ich weiß, dass du nicht hier sein willst. Ich verstehe es und es tut mir leid. Aber glaube mir, das hier—" Er macht eine vage Geste, die sein Haus und ihn selbst einschließt. "Das ist nichts. Es ist gar nichts, verglichen mit dem, was sein könnte, was sein *wird*, wenn wir uns dem Schicksal widersetzen. Vielleicht bist du noch bereit, ein solches Risiko einzugehen, aber ich bin es nicht. Ich- ich kann nicht—" Er bricht ab und starrt ein paar Atemzüge lang auf seine Hand. Zu Joanna, die seinem Blick ausweicht. "Iss in Ruhe. Und wenn du dich bereit fühlst, deinen Aufenthalt hier zu planen, komm zu mir ins Labyrinth."

Ohne eine Reaktion abzuwarten, verlässt er die Küche und verschwindet zwischen den Hecken.

Joanna starrt ihm nach. Dann stützt sie die Stirn in die Hände und flucht.

Er sitzt auf der Bank, die Beine fest über einander geschlagen, die Arme um seine Brust geschlungen, und seine Haltung verkrampft sich noch etwas mehr, als Joanna an ihm vorbei zur Schaukel geht.

Er deutet auf den Block, der neben ihm auf der Bank liegt. "Ich möchte dich bitten, eine Liste der Dinge zu erstellen, die Sérafine am Dienstag für dich mitbringen soll. Nahrungs—"

"Wer ist Sérafine?"

"Eine Freundin. Du wirst sich sicher mögen. — Nahrungsmittel,

Getränke, Gebrauchsgegenstände - das schließt Dinge ein, die du gern für die Einrichtung deines Zimmers hättest. Ich habe bereits einige Entwürfe für Möbel angefertigt, zu denen ich gern deine Meinung hören würde."

"Ich hab keine Meinung."

"Ich möchte außerdem einige farbliche Akzente an den Wänden anbringen. Wenn du auch dazu keine Meinung hast, würde ich eine neutrale Farbe wählen - ein leichtes Beige oder Grau."

Joanna seufzt resigniert. "Ich mag Hellgrün, Gelb, Türkis und Lila."

"In Ordnung. Ich werde einige Farbmuster für dich zusammenstellen, aus denen du auswählen kannst."

Sie meint, einen Hauch von Erleichterung in seiner Stimme zu hören, und ihr Blick, den sie bislang stur auf ein bestimmtes Gänseblümchen gerichtet hatte, huscht zu ihm, seinen hellen Augen, seiner Maske. Zurück zum Gänseblümchen.

"Was unsere Aufgabe angeht, habe ich seit gestern keine nennenswerten Fortschritte gemacht. Ich habe einige Ideen, wie wir vorgehen könnten, doch nichts davon fühlt sich substanziell oder richtig an. Deshalb schlage ich vor, dass wir uns der Materie ohne große Umschweife nähern, bis wir einen geeigneten Ansatzpunkt finden." Er setzt sich anders hin, jetzt das rechte Bein über das linke geschlagen, aber immer noch verkrampft. "Bist du mit diesem Vorgehen einverstanden?"

Wortlos breitet Joanna die Hände aus.

"Zuletzt wüsste ich gern, wie lange du dich ursprünglich auf meinem Grundstück aufhalten wolltest."

Joanna erstarrt und fühlt ihren Herzschlag auf einmal sehr deutlich. "Ich wollte elf Tage bleiben." lügt sie dann, den Maler als Schemen in ihrem Augenwinkel.

"Bis Donnerstag also?"

Sie nickt leicht.

"In Ordnung. Ich möchte, dass du an diesem Tag alle Personen kontaktierst, die auf deine Rückkehr warten, und Anweisungen zur Regelung deiner Angelegenheiten gibst."

"Und-" Joanna räuspert sich. "Und wie soll ich erklären, dass ich hier bleibe?"

"Nun, ich denke, das Einfachste wäre eine Version der Wahrheit, bei der du dich aus freien Stücken entschieden hast, mit mir zu arbeiten. Doch im Grunde ist mir gleich, was du sagst, solange es nur dazu führt, dass wir ungestört bleiben. — Das wäre alles von meiner Seite. Möchtest du noch etwas besprechen?"

Zögernd zieht Joanna die Nase hoch, sieht zum Maler - auf seine Knie, seine gekreuzten Arme. "Krieg ich dann mein Handy zurück?"

Wenn ich eh allen gesagt habe, dass ich länger wegbleibe?"

"Das wird davon abhängen, ob ich dir vertrauen kann, es nicht für einen Fluchtversuch zu benutzen."

Sie presst die Lippen zusammen und wendet ihren Blick wieder auf das Gänseblümchen. "Die Uni geht bald wieder los. Und ich hab einen Haufen Pflichtveranstaltungen und Prüfungen, die ich nicht einfach schwänzen kann."

Der Maler holt sein Telefon hervor und ruft den Veranstaltungskalender der Lissabonner Universität auf. "Bis September ist es noch eine Weile." sagt er schließlich. "Und es gibt sicher die Möglichkeit, dich für ein Semester freustellen zu lassen."

Joanna lehnt ihre Stirn ans Seil der Schaukel. "Außerdem wäre da noch mein Job. Die kündigen mir, wenn ich so lange nicht kommen kann, und ich hab echt keine Lust, mir einen neuen zu suchen."

"Wenn unsere Arbeit beendet ist, wirst du finanziell ausgesorgt haben. Ich werde entsprechende Überweisungen veranlassen."

Schweigend sieht Joanna jetzt doch wieder in sein maskiertes Gesicht. "Ich will dein Geld nicht." murmelt sie, als sie wieder auf das Gänseblümchen ausweicht. "Auch wenn es wahrscheinlich das Mindeste ist, was du tun kannst."

"Ich werde mich in dieser Angelegenheit nach deinen Wünschen richten, aber das Angebot gilt auf unbegrenzte Zeit."

"Hm."

"Hast du noch weitere Fragen?"

Sie schüttelt den Kopf.

"Sollte dir doch noch etwas einfallen, kannst du dich jederzeit an mich wenden." Er löst seine Selbstumklammerung und steht auf. "Möchtest du jetzt die Holzplastik sehen?"

Tag 4

Am nächsten Morgen sitzt Joanna auf der Terrassenbank, mampft verschlafen eine Brötchenhälfte mit selbstgemachtem Tomatenaufstrich und versucht zu ignorieren, dass der Maler sie dabei zeichnet.

Sie ist gestern Abend todmüde ins Bett gefallen, nachdem sie den halben Tag mit ihm durch das Labyrinth spaziert ist. Die Holzstatue hat sie immer noch nicht gesehen, aber sie wollte einfach lieber draußen sein als im Atelier. Außerdem interessierte es sie tatsächlich, wie viele Statuen zwischen den Hecken stehen.

Also führte der Maler sie herum und erzählte auf seine staksige, wortkarge Weise von den Mythen und selbsterfundenen Personen, auf denen seine Arbeiten basieren.

Dazwischen standen immer wieder abstrakte Werke. Wirre, nutzlose Form- und Farbspiele, die aus dem Boden wachsen, große, verzweigte Dinge mit kleineren daran, die jeder Windhauch in schaukelnde, wirbelnde Bewegung versetzt, Regenspiele, komplizierte Windharfen, Klangbrunnen—

Die Funktionsweisen dieser Instrumente zu erklären, machte ihm sogar Spaß. Zumindest wurde er ein bisschen gesprächiger und gestikuliert mehr, solange Joanna es sich verkniiff, zu viel Begeisterung zu zeigen. An der Monotonie seiner Stimme änderte sich jedoch

nichts.

Irgendwann traute sie sich, ein paar persönliche Fragen zu stellen. Ob Physik und Mathe an der Schule seine Lieblingsfächer waren. Ob er Kunst oder Design studiert hat. Ob er schon mal eine Ausstellung gemacht hat. Aber er antwortete nicht darauf. Nur ein kurzes, unwilliges Erstarren verriet, dass er die Frage überhaupt gehört hatte.

Das nahm ihr wieder den Wind aus den Segeln. Dazu noch die unbeweglichen, ausdruckslosen Züge seiner Maske, die sie zwanghaft nicht anzusehen versuchte, was er aber hätte merken können, weshalb sie ihn dann doch ansah, aber immer nur kurz - nicht zu kurz - und nur seine Augen oder seine zotteligen Haare, nicht den bei genauerem Hinsehen nicht ganz blickdichten unteren Teil der Maske, hinter dem sie manchmal, in bestimmten Lichtverhältnissen, schemenhaft die Bewegung seiner Lippen erkennen konnte— Bis sie sich irgendwann völlig gehemmt fühlte.

Als letzte Rettung versuchte sie, sich möglichst hinter dem Maler aufzuhalten, aber das ließ er einfach nicht zu. Genau so wie er krampfhaft verhinderte, dass der Abstand zwischen ihnen unter eine Armeslänge schrumpfte.

Es war anstrengend.

Später kochte er für sie - einen sehr leckeren Auflauf mit Gemüse aus seinem Garten - und sie nutzte ihre aufgefrischte Energie, um zu ihm ins Atelier zu gehen, Möbelzeichnungen anzusehen und in einem Stapel Farbkärtchen herumzublättern.

Sie wählte ein helles, bläuliches Grün für die geometrischen Deko-Elemente, die der Maler in ihre Zimmerecken pinseln will. In ihrem riesigen zukünftigen Zimmer mit hohen Fenstern und Licht von zwei-

Sie sieht auf, als der Maler sich in diesem Moment erhebt und wortlos an ihr vorbei in die Küche geht.

Seinen Block hat er aufgeschlagen auf dem Tisch zurückgelassen. Joanna rutscht neugierig hinüber.

Er hatte fast schon schüchtern gewirkt, als er sie fragte, ob es ihr recht ist. Dann hatte er den Block aus einer Tasche im Innenfutter am Rücken seiner Frackjacke gezogen, einen Bleistift aus der Brusttasche seines dunkelgrauen Hemdes, und sich in seinem Liegestuhl zurecht gedreht.

"Soll- ich mich irgendwie hinsetzen?"

Er hatte den Kopf geschüttelt. "Iss nur weiter. Beachte mich gar nicht."

Und genau so hat er sie gezeichnet. In lauter kleinen, losen Skizzen, die mal ihr auf vollen Backen kauendes Gesicht zeigen, mal ein Detail ihres krummen Rückens, ihres raushängenden Bauchs, ihrer

um ihren Knöchel geschlungenen Hand, des halb aufgelösten Pferdeschwanzes in ihrem Nacken— Und irgendwie wirkt sie trotzdem auf jeder Zeichnung hübsch. Als könnte sie gar nicht anders. Oder als hätte sie jemand betrachtet, der nicht anders kann, als-

Sie zuckt zusammen, als der Maler in diesem Moment zurückkehrt und sie wieder auf seinem Platz niederlässt.

"Bist du mit meiner Arbeit zufrieden?"

Joanna legt den Kopf schief. "Ist das ein Wort, das man benutzen darf, wenn einem was gefällt, das du gemacht hast? 'Zufriedenstellend'?"

Der Maler antwortet nicht und für eine Weile ist es still, während er den Bleistift in seiner Hemdtasche verstaut, sich auf seinem Platz zurücklehnt und - die Knie über einander geschlagen, die Arme fest um seine Brust geschlungen - den eifrig über der Wiese umherschwirrenden Insekten zusieht.

"Ist es dir recht, wenn wir jetzt etwas arbeiten?" fragt er irgendwann.

Joanna wirft ihm einen sehr kurzen Blick zu, nimmt ihr frisch geschmiertes Brötchen in die Hand und zuckt mit den Schultern. "Klar, warum nicht."

"Dann lass uns mit einer Frage beginnen. — Schöne Dinge haben die Fähigkeit, einen Betrachter in ihren Bann zu ziehen. Warum, glaubst du, ist das so?"

"Weil es angenehm ist, sie anzusehen?"

"Warum?"

"Weil Schönheit eben angenehm ist." nuschelt sie an einem halb gekauten Bissen vorbei. "Schönheit ist ein angenehmes Gefühl."

"Schönheit ist ein Gefühl?"

Sie nickt.

"Erklär mir das etwas genauer."

"Naja—" Joanna gestikuliert und lässt ihren Blick haarscharf am Maler vorbei huschen. "Wahrnehmungspsychologie halt. Man sieht etwas, zum Beispiel ein Gesicht, das wird im Gehirn als das erkannt, was es ist, und dann noch mit der eigenen Vorstellung davon verglichen, was ein Gesicht hübsch macht. Wenn der Vergleich gut ausfällt, bekommt man als Rückmeldung ein angenehmes Gefühl, das man Schönheitsempfindung nennt."

"Schönheit findet also im Gehirn statt?"

"Wo sonst?" Wieder ein schneller Blick zum Maler, den sie genau so schnell wieder abwendet. "Ich meine, ein hübsches Gesicht strahlt ja keine Magie ab, die einen dazu bringt, es schön zu finden, egal wie es tatsächlich aussieht. Und selbst dann wäre Schönheit noch etwas, das im Gehirn passiert, weil es ja nichts mit dem Gesicht selbst zu

tun hätte."

"Es hat also doch mit der Gestalt des Gegenstandes zu tun?"

"Ja, aber das Gehirn des Betrachters ist auch nicht-" Sie merkt, dass sie ihn ansieht, setzt sich anders hin und beginnt, mit einem Finger die Brötchenkrümel auf ihrem Teller zu einem Kreis zusammen zu schieben. "Das Gehirn ist nicht egal. Beides muss mit einander harmonieren. Also der Gegenstand und der Geschmack des Betrachters. Und seine Stimmung. Wenn ich zum Beispiel mies gelaunt bin, kann die Sonne noch so gülden über irgendwelche Blüten tanzen, ich find es trotzdem nicht schön."

"Du glaubst also nicht, dass es etwas geben könnte, das jeder Betrachter unter allen Umständen immer schön finden würde?"

Stirnrunzelnd schüttelt Joanna den Kopf. "Was sollte das denn sein? Es gibt doch nichts, bei dem ein Mensch keinen Geschmack hat, der Bedingungen für sein Schönheitsempfinden aufstellt."

"Natürlich. Aber könnte es nicht etwas geben, das diese Bedingungen transzendiert?"

"Hm." Joanna zerstreut ihren Krümelkreis wieder und sieht auf, als es plötzlich in der Hecke auf der anderen Seite der Wiese raschelt.

Eine Sekunde später landet ein kleines, rostrotes Tier im Gras.

Joanna grinst. "Hallo van Gogh."

"Er streicht hier herum, seit du auf die Terrasse gekommen bist."

"Scheu aber neugierig?"

Der Maler schnalzt mit der Zunge und van Gogh hoppelt ein kleines Stück näher. Dann hockt er auf seinen Hinterbeinchen im Gras, die Vorderpfoten an die Brust gelegt, und sieht sich wachsam in alle Richtungen um.

Leise geht der Maler zum Rand der Terrasse und schnalzt noch einmal mit der Zunge, während er sich hinhockt.

Van Gogh wischt nervös mit seinem buschigen Schweif hin und her. Doch schließlich traut er sich näher heran, hüpft auf das Knie des Malers und von dort auf seine Schulter. Als der Maler aufsteht, lässt van Gogh sich mit dem Kopf voran über seiner Brusttasche baumeln, um den Bleistift heraus zu zupfen, den der Maler entgegen nimmt, eine flache, rechteckige Metalldose, und schon taucht er in die Tasche.

Sein Schweif und sein pelziger Hintern ragen noch über den Rand und Joanna hat Zweifel, ob von Gogh tatsächlich hinein passen wird. Doch eine Sekunde später ringelt sich das Eichhörnchen um sich selbst, flutscht komplett in sein Versteck, und schon schauen nur noch seine Ohrpuschel und seine kleinen schwarzen Knopfaugen heraus.

Joanna kichert begeistert. "Das ist ja sowas von niedlich— Was

heißt eigentlich Eichhörnchen auf Französisch?"

Der Maler setzt sich wieder, klaubt eine Nuss aus seiner über die Armlehne der Bank gelegten Frackjacke und hält sie van Gogh vor die Nase. Der packt sie mit seinen winzigen Pfötchen, um sie flink zu drehen, bis er eine gute Stelle für seine Nagezähne gefunden hat. Dann knabbert er und murmelt dabei mit kleinen, glucksenden, zwitschernden Geräuschen vor sich hin, die Joannas Herz dahin schmelzen lassen.

Der Maler schweigt noch etwas länger, doch schließlich erklärt er: "L'écureuil."

"Lekü—"

"L'écureuil."

"Leküröje."

Er nickt und Joanna lächelt, während sie weiter van Goghs Selbstgespräch lauscht.

Auf Schwedisch würde man ihn *ekorre* nennen, aber Joanna vertraut der Wortkargheit des Malers nicht genug und sie hat keine Lust, Nachfragen abzuwiegeln oder zu ignorieren. So spricht sie das Wort nur in Gedanken aus. 'Ekorre, ekorre—'

"Darf ich ihm auch mal eine Nuss geben?" Ihr Blick huscht von van Goghs Pfötchen und seinen wachsam auf sie gerichteten Augen zur Maske, dann zu der Nuss, die der Maler nun als Antwort zwischen Joanna und sich auf den Tisch legt.

Langsam beugt Joanna sich vor, nimmt die Nuss und rutscht ein Stückchen näher zum Liegestuhl. "Kleiner van Gogh." flüstert sie aufgeregt lächelnd.

Das Eichhörnchen hält in seinem Nagen und Murmeln inne, um sie reglos anzustarren.

"Ich bin sehr lieb und harmlos." Sie kommt noch ein Stückchen näher, die Nuss zwischen Daumen und Zeigefinger. Van Gogh zuckt zurück, zappelt, und schon ist er mitsamt seiner Nuss unter den Rand der Tasche getaucht, wo gleich wieder sein Nagen zu hören ist.

Joanna kichert und sieht zum Maler auf. Dessen helle Augen beobachten jedoch nicht sie, sondern van Gogh, so dass es sich nicht ganz so komisch anfühlt, ihren Arm nach ihm auszustrecken und die Nuss vorsichtig vor van Goghs Nase in die Tasche kullern zu lassen.

"Ist es dir recht, wenn wir jetzt unser Gespräch fortsetzen?"

"Hm?" Joanna rutscht auf ihren Platz zurück. "Ach so, ja, klar. Wo waren wir?"

"Bei der Frage, ob es eine transzendente Schönheit geben kann."

Joanna hebt die Schultern. "Möglich, dass es sowas gibt. Ich weiß es nicht."

"Hast du dich je mit Ästhetik als philosophischer Disziplin beschäf-

tigt?"

Van Goghs Ohrpuschel blitzen kurz über dem Rand der ausgebeutelten Tasche auf, ehe er wieder anfängt, zu murmeln, und Joanna griemelt unwillkürlich, während sie den Kopf schüttelt.

"Es ist möglicherweise hilfreich, darüber zu lesen. Ich besitze einige Standardwerke, sowohl der europäischen, als auch der asiatischen und afrikanischen Philosophie; zumeist in englischer Sprache. Beherrscht du die englische Sprache?"

Joannas Lächeln verblasst und sie nickt leicht.

"Warst du bereits einmal in meiner Bibliothek?"

"Ich hab zur Tür reingeguckt."

"Du könntest einmal schauen, ob dich eines der Bücher anspricht."

Ihr Blick huscht kurz zur Maske, dann zu irgendeinem Blatt in der Hecke gegenüber. "Jetzt?"

"Wann du möchtest. Und *falls* du möchtest. Ich werde deinem Gefühl und deiner Inspiration vertrauen."

"Okay— Ich würde lieber noch was hier draußen sitzen." Ihr Blick wandert und sie entdeckt die Krümel auf ihrem Teller wieder. "Was denkst du, was Schönheit ist?" fragt sie, während sie sich daran macht, ein Dreieck zu bauen.

"Ich weiß es nicht. Und ich möchte auch deinen Prozess nicht stören, indem ich dir meine Verwirrung aufdränge."

"Vielleicht würde es mir aber auch helfen."

"Das ist sicher möglich. Gib mir ein wenig Zeit, meine Gedanken zu ordnen." Er verschränkt die Arme vor seinem Bauch und sieht in den Himmel, während das Nagen in seiner Tasche verstummt.

"Ich habe viel über Schönheit gelesen." sagt er nach einer Weile. "Ich habe auch eigene Überlegungen angestellt, sowohl zu meinem persönlichen Schönheitsempfinden, als auch zu dem, was ich auf meinen Reisen beobachten konnte. Ich habe viele Notizbücher mit meinen Gedanken gefüllt und bin zu keinerlei Schluss gelangt. Wahrscheinlich weil du recht hast und Schönheit ein Gefühl ist. Aber—" Grübelnd spielt der Maler an seinem Manschettenknopf herum, und schließlich stößt er die Luft aus. "Woher stammt das Vergleichsmoment? Das Schema, das wir anlegen, um Schönheit zu erkennen?"

"Ein Teil ist genetisch, ein Teil erlernt? Schönheit ist ja auch eine Frage der Gewöhnung. Ich fand Skinny-Jeans mal albern, jetzt find ich sie gut."

"Gut—" sagt der Maler langsam. "Was bedeutet 'gut' in diesem Zusammenhang, und—" Er verstummt kurz, ehe er fortfährt: "Ich weiß, was Schmerz verursacht; verschiedene Arten von Schmerz. Gibt es entsprechend verschiedene Arten der Schönheit? Und was verur-

sacht sie?"

"Du meinst, wenn ein Sonnenuntergang am Meer ist, wie wenn man sich in den Finger schneidet, was ist dann wie ein blauer Fleck?"

"Ja."

Ein leises Rascheln lässt sie zum Maler sehen, als van Gogh seine Nase aus der Tasche streckt, über den Rand lugt und sich wachsam mit kleinen zuckenden Bewegungen umsieht. "Vielleicht etwas, das niedlich ist. So wie van Gogh oder ein Kätzchen."

"Niedlichkeit wäre damit eine Unterkategorie von Schönheit."

"Zum Beispiel." Griemelnd beobachtet sie, wie sich van Gogh halb aus der Tasche heraus zieht, die Ärmchen langgestreckt. Dabei gluckst er ein paar Mal, und als der Maler daraufhin mit einem Finger seinen Rücken und seine Wange zu kraulen beginnt, fängt er an, ein leises, raschelndes Geräusch zu machen.

Joanna reißt die Augen auf. "Sag mal, schnurrt der?"

"Ja." Es liegt ein Hauch eines Lächelns in seiner monotonen Stimme und er neigt ein wenig den Kopf zu van Gogh, worauf dieser ganz auf seine Schulter hinauf klettert und sich in die Ecke zwischen der Stuhllehne und dem Hals des Malers kuschelt.

"Ich wusste nicht, dass Eichhörnchen schnurren können!" Sie schlingt die Arme um ihr Knie und beobachtet fasziniert, wie sich der kleine Nager unter den Fingern des Malers aalt. Doch schon im nächsten Moment scheint er genug zu haben, wuselt auf die andere Schulter hinüber, sieht sich rasch um, hüpft über den Arm des Malers auf die Terrasse hinunter und verschwindet in der nächsten Hecke.

Joanna winkt ihm nach. Dann sieht sie zum Maler, der jetzt Schalenstücke aus seiner Hemdtasche fischt, und hastig zurück auf ihre Krümel.

"Du sprachst über mögliche Unterkategorien von Schönheit, ehe van Gogh dich unterbrochen hat."

"Ja, richtig—" Sie setzt sich anders hin und sucht nach dem Faden ihres Gedankengangs. "Also, Schönheit könnte Unterkategorien haben. Aber sie könnte ja selber auch eine Unterkategorie sein, nämlich von angenehmen Empfindungen. Und Schmerz wäre eine von unangenehmen Empfindungen. Schmerz hätte dann wieder eigene Unterkategorien, also ein Schnitt, ein blauer Fleck, Kopfweg, und Schönheit ist unterteilt in- keine Ahnung, van Gogh, Sonnenaufgänge, Kristen Stewart— Und angenehme Empfindungen sind ja auch leckerer Geschmack, das Gefühl, wenn man etwas Angenehmes anfasst und so weiter. Die würden also nicht mehr unter 'Schönheit' als Kategorie fallen? Aber schöne Musik schon? Ich meine, bloß weil man nicht sagt 'Das schmeckt schön', muss ein leckeres Essen ja noch nicht außerhalb der Kategorie 'Schönheit' liegen. Und wenn die 'Un-

angenehme' Kategorie das Gegenteil der 'Angenehmen' Kategorie ist, tut dann schlechtes Essen weh?"

"Möglicherweise wäre es sinnvoll, uns im Bereich der Ästhetik von den umgangssprachlichen Begriffen zu trennen und eigene, präzisere zu finden."

Joanna stöhnt unwillkürlich. "Bitte nicht. Wenn ich eins gelernt habe, dann dass-" Sie kneift kurz die Augen zusammen, um sich an den Spruch zu erinnern, den sie sich erst vor ein paar Wochen nach einer Diskussion mit Hannibal zusammengebaut hat. "Dass eine negativ korrelierte Hegel'sche Dialektik gesetzt werden muss, von Präzision versus Quantität und Qualität der Inhalte versprachlichter semantischer Konstrukte, für die kein spekulatives Moment existiert." Sie beobachtet, wie der Maler nickt, und legt skeptisch den Kopf schief. "Du hast das verstanden?"

"Präzision auf Kosten von Prägnanz und Verständlichkeit."

"Ja—" Sie wendet sich wieder ihren Krümeln zu, im Gesicht eine Mischung aus Respekt und gespielter Ekel. "Am Ende kann man vor lauter aufgeblasener Kunstbegriffe die banale Realität, um die es letztendlich immer geht, überhaupt nicht mehr sehen."

"Was schlägst du stattdessen vor?"

"Ich bin sehr dafür, die Sache klarer zu machen, aber—" Nachdenklich stützt sie ihre Wange in die Hand. "Vielleicht sind die Alltagsbegriffe gar nicht unpräzise. Vielleicht sind sie *zu* präzise. Und zu willkürlich. Vielleicht haben 'Angenehm' und 'Unangenehm' in Wirklichkeit gar keine Unterkategorien. Vielleicht verwenden wir nur ein anderes Wort, um 'angenehm' auszudrücken, je nach dem, über welchen Sinn die angenehme Empfindung reinkommt, und je nach dem, wie stark sie ist. 'Lecker', 'hübsch', 'schön', das würde alles im Grunde das selbe bedeuten und nur angeben, ob die Augen, die Ohren oder die Zunge den Reiz geliefert haben, und wie das Wahrgenommene zu unserem Geschmack passt." Sie runzelt die Stirn. "Damit würden wir dann nach dem Prinzip des Angenehmen suchen. Das klingt zwar nicht besonders glorreich, aber—" Schulterzuckend sieht sie zum Maler.

Der nickt. "Dies ist ein Aspekt, der in vielen Ästhetiken als fundamental verstanden wird. Dir ist sicher der Begriff der platonischen Liebe geläufig?"

"Wenn man auf jemanden steht, aber nicht körperlich?"

"Nein. Platonische Liebe ist das hungrige Streben danach, einen als unangenehm empfundenen Mangel durch Erweiterung, Verbesserung und Erfüllung des Selbst zu beheben. Am Anfang steht die Befriedigung konkreter körperlicher Bedürfnisse, aus denen sich beim Menschen abstraktere entwickeln, wie Neugier, Schaffenstrieb oder

Gerechtigkeitsempfinden. Plato sieht dabei das Streben nach Schönheit als das hierarchisch höchste an. Kein Organismus und auch keine menschliche Gesellschaft kann ohne derartige Entwicklung und Bedürfnisbefriedigung existieren. Im Prinzip des Angenehmen wurzelt also alles Leben."

"Na gut, wenn du es so ausdrückst—" Joanna reckt sich und bewegt den Kopf hin und her, um ihren Nacken zu dehnen. "Können wir jetzt mal eine Pause machen?"

"Natürlich. Ich würde auch sagen, dass wir für heute genug gearbeitet haben. Du hast mir einiges zu denken gegeben."

"Okay." Erleichtert steht Joanna auf und reckt sich.

"Um welche Zeit darf ich für dich kochen, und was würdest du gern essen?"

Abgesehen vom Essen ereignet sich für den Rest des Tages eigentlich nichts mehr.

Der Maler hockt erst auf der Terrasse, wo er neue Haufen aus zerknülltem Papier erzeugt, später in der Holzwerkstatt, wo die Schnitzereien an Joannas zukünftigen Möbeln Gestalt annehmen. Und Joanna ist ein paar mal kurz davor, richtig Musik zu machen. Aber dann hat sie doch Hemmungen, laut zu sein. Als könnte sie etwas zerbrechen, wenn sie jetzt zu sehr sie selbst ist. Als würde sie so tun, als ob alles in Ordnung wäre. So zupft sie nur Doppelgriffe, Bach-Kantaten und irgendetwas Jazziges, ehe sie *Galactic Pot-Healer* aus ihrem Rucksack kramt.

Und als sie um halb eins schließlich im Bett liegt, kann sie natürlich nicht einschlafen.

Denn nichts ist in Ordnung.

Der Maler scheint bereit, sich auf sie einzulassen und ihren Vorschlägen zu folgen, aber es gibt einfach kein Schicksal, und selbst wenn sie mal eben schnell die tausend Seiten Philosophie lesen und verstehen könnte, die er wahrscheinlich auswendig gelernt hat, wüsste sie doch immer noch nicht mehr über Schönheit als er. Früher oder später wird sie nichts mehr zu sagen haben. Was wird er dann tun?

Und da ist noch ein anderer, neuer Gedanke. Denn was, wenn seine Suche gar nichts mit irgendeiner höheren Wahrheit der Ästhetik zu tun hat, sondern mit Platon. Mit einem Mangel und der Erweiterung und Verbesserung des Selbst.

In den Erklärungen zu seinen Werken verlor er jedenfalls kein Wort über ästhetische Prinzipien. Und in seinen Geschichten ging es um Identität und Einsamkeit. Um Verzweiflung, Flucht und Leerstel-

len. Um etwas, das unkontrollierbar fehlt. Wie bei der Elfe an der Vogeltränke ohne Vögel und dem kleinen Baum, an den sich die Frau noch nicht anlehnen kann.

Ächzend wälzt sich Joanna auf die andere Seite.

Identität, Verzweiflung, Leerstellen— Eine Maske, über die er nicht sprechen will.

Und diese Maske ist nicht das Einzige, hinter dem er etwas versteckt. Da ist auch sein Schweigen über seine Person, das Reserviertheit sein könnte, sich aber viel mehr wie ein Verschwindenwollen anfühlt. Als würden Antworten ihn realer machen, während jedes kleine Schweigen ein Stück von ihm in Nichts auflöst.

Und immerzu wirkt er ängstlich. Auch als sie nach seiner Maske gefragt hat. Ja, das war Angst. Er hat Angst vor ihr, während er gleichzeitig hofft, dass sie ihn erlöst, von was auch immer es ist, das er hinter seiner Maske und dem Schweigen mit sich herum trägt.

Scheiße.

Plötzlich und schmerzhaft steigt Sehnsucht nach Nicolas in ihr auf. Sie blinzelt, atmet durch, um sich zusammenzureißen, schnieft— und vergräbt weinend ihr Gesicht im Kissen.

Tag 5

"Guten Morgen, Schatz." Keine Antwort. "Hab ich dich geweckt?"

Am anderen Ende erklingt ein Murren, gefolgt von leisem Rascheln, als der Maler aufsteht und zur Chaiselongue neben der Treppe hinüber geht. Er gähnt. "Ich brauche einiges vom Baumarkt." sagt er schließlich leise.

Von seinem Gähnen angesteckt atmet Sérafine die taufeuchte Luft auf ihrer Terrasse ein. Dann nimmt sie ihr Telefon ans andere Ohr, klaubt den Kuli vom Terrassentisch und klickt ihn. "Ich höre—"

Louis beginnt, vorzulesen und sie spricht die Posten murmelnd nach, während sie sie notiert. Dabei nimmt vor ihrem inneren Auge ein neues Zimmer Gestalt an, mit einem großen Bett, langen, fließenden Vorhängen, einer kuscheligen Sitzecke und einer Pflanze an jedem Fenster.

Sie lächelt still in sich hinein. "Darf ich die Übertöpfe aussuchen?"

"Ich werde etwas aus Holz anfertigen."

"Dann brauchst du Flüssigfolie oder Epoxy, damit es nicht verrottet."

"Ich werde Epoxid verwenden; davon habe ich noch genug."

Sérafine legt den Kuli auf ihren Notizblock und kramt in ihrer riesigen Segeltuchtasche herum. "Hast du dich also endlich durchge-

rungen, mein Zimmer einzurichten?"

"Nein." Er atmet durch. "Ich habe sie gefunden, Sérafine."

"Sie?"

"Padma."

"Ach du-" Es herrscht einen Moment Schweigen, während Sérafine ihre gerade hervor geholte Zigarette in die Schachtel zurück stopft.

"Sie heißt Joanna."

"Joanna?" Sérafine schnappt ihren Stift und kritzelt den Namen neben ihre Einkaufsliste. "Und weiter?"

"Murray."

"Wie schreibt man das?"

"Ich weiß es nicht."

"Ist sie Engländerin?"

"Ich glaube nicht."

"Und jetzt richtest du ihr auf Verdacht ein Zimmer ein?"

"Nein, sie hat meine Entwürfe abgesegnet. Sie hat außerdem Essenswünsche. Bandnudeln, grüne-"

"Warte, sie ist bei dir?"

"Ja."

"Sie-" Sérafine runzelt die Stirn. "Sie ist einfach mit dir mitgegangen?"

"Nein. Ich habe sie geholt."

"Du hast sie *entführt*?"

"Was sollte ich sonst tun?"

"Louis, du kannst doch nicht einfach jemanden entführen!"

"Ich werde alles regeln. Es wird keinen Ärger mit der Polizei geben."

"Das ist nicht, worum ich mir Sorgen mache!"

"Sie hat alles, was sie braucht."

"Louis!" Sérafine vergräbt das Gesicht in ihrer freien Hand. "Holst du sie bitte mal ans Telefon?"

"Du kannst später mit ihr sprechen. Jetzt schreib bitte auf: Bandnudeln, grüne-"

"Louis."

"-Oliven, Rosinen-"

"Louis!"

"Hafer- und Dinkelflocken—"

Sérafine atmet sehr langsam aus und reibt sich das Gesicht. "Bandnudeln, Oliven, Rosinen—" wiederholt sie dann.

"Grüne Oliven, Hafer- und Dinkelflocken, Erdnussbutter, Zimt. Die üblichen Nahrungsmittel benötige ich in dreifacher Menge, Hafermilch in fünffacher. Das ist alles."

"Wo hast du sie gefunden?"

"Hier im Wald." Er knüllt seine Einkaufsliste zusammen und reibt mit der Kuppe seines Daumens über eine Kante im Papier. "Sie hat die Kette aufgeschnitten und auf der vordersten Lichtung ein Zelt aufgebaut."

"Aber sie-" Sérafine zögert. "Sie hatte keinen Traum, so wie du."

"Nein. Das wäre zu einfach." Er wirft das Papierknäuel auf den schwarzen Boden. Es hüpfte einige Male raschelnd, ehe es liegen bleibt. "Ich habe ihr versprochen, dass sie nach ihrer Arbeit bei mir finanziell ausgesorgt haben wird."

"Louis, wenn sie nicht geträumt hat, wie sicher kannst du dann sein, dass sie das ist, wonach du gesucht hast."

"Ich bin absolut sicher."

"Aber hast du es überprüft? Gibt es überhaupt eine Möglichkeit, das zu-"

"Ich habe ihr Gesicht vermessen." fällt der Maler ihr ungeduldig ins Wort. "Die Abweichung liegt unter einem Millimeter und einem halben Grad. Und wenn du sie siehst, wirst du es eben so sicher wissen wie ich."

"Was ist, wenn ich trotzdem Einwände habe?"

"Das wirst du nicht."

Sérafine reibt sich über die Stirn. "Und wenn doch?" beharrt sie.

"Du wirst," wiederholt der Maler fest, "keine Einwände haben."

"Louis, es-"

"Nein. — Und nun müssen wir über Geld sprechen."

Sérafine ächzt genervt. "Gut, wie du meinst. Aber ganz gleich, was du versprochen hast: Wir können es uns nicht leisten, langfristig noch eine weitere Person zu ernähren. Dazu reicht unser Einkommen einfach nicht aus."

"Wenn ich meine Aufgabe erledigt habe, werde ich nichts mehr verbrauchen."

"Du bist nicht der Kostenpunkt, um den ich mir Sorgen mache. Die Kredite für die Umbauten am Haus, das Sicherheitssystem, deine Maschinen, die-"

"Was sind Kredite?"

"Geldbeträge, die man sich von einer Bank leiht und später in Raten zusammen mit einer Gebühr namens Zinsen zurückzahlt. Und ich habe die Galerie als Sicherheit angegeben, ich kann auf keinen Fall riskieren, dass ich mit den Raten nicht mehr hinterher komme."

Stirnrunzelnd wechselt der Maler das Telefon an sein anderes Ohr. "Ich habe vor jeder Reise einen nicht unerheblichen Geldbetrag besorgt. Warum hast du die Kredite nicht mit den Überschüssen abgezahlt?"

Sérafine lacht. "Welche Überschüsse? Louis, alles in allem habe ich

fast drei Millionen für dich geliehen, und ich zahle noch immer allein zwanzigtausend pro Jahr an Zinsen! Wenn ich deine Flüge, Zugreisen und Unterkünfte bezahlt habe, bleibt von dem, was du üblicherweise besorgst, gerade genug für deine Medikamente übrig. Und überhaupt: 'Besorgt'? Du hast das Geld *gestohlen*; ich will gar nicht wissen, wem oder wie." Sie reibt sich die Stirn. "Wenn wir auf andere Weise finanziell nicht auskommen, muss das wohl sein, aber solange nichts außer der Reihe ansteht, ist unser Bedarf durch meine Arbeit und die Einnahmen aus den Lizenzgebühren und Verkäufen deiner L.E."

"Nein."

"Entschuldige. Unser Bedarf ist jedenfalls gedeckt, ohne dass du dazu kriminell werden musst, und ich will nicht, dass du stiehlt und dich in Gefahr begibst, nur um eine Wildfremde durchfüttern zu können." Sie setzt sich auf ihrem knarrenden Liegestuhl zurecht. "Wirklich, Louis, ich hätte dich für vernünftiger gehalten."

"Joanna wird mir das Prinzip der Schönheit verraten. Sie hat alles verdient, was ich ihr geben kann."

Kopfschüttelnd kreuzt Sérafine einen Arm vor der Brust. "Warten wir ab, ob sie tatsächlich das ist, wofür du sie hältst."

"Sie *ist* Padma." erwidert der Maler gereizt. Dann reißt er sich zusammen. "Wie viel ist nötig, um die Kredite zurückzuzahlen?"

Sérafine seufzt. "Louis."

"Sag es mir."

Sie seufzt noch einmal. "Etwas über eine halbe Million."

"Und ohne diese Belastung könnte ich Joanna versorgen?"

"Es gehen zurzeit etwas über fünfzehntausend Euro für Tilgung und Zinsen weg. Das Geld würde frei, wenn die Kredite abbezahlt wären."

"Im Monat?"

"Im Monat."

"Wie viel Geld wird zusätzlich frei, wenn ich tot bin?"

Getroffen presst Sérafine die Lippen zusammen. Räuspert sich. "Wenn du-" Sie räuspert sich noch einmal, verärgert, und atmet durch. "Wenn du- Du verbrauchst zurzeit zwischen hundert und hundertfünfzig Euro im Monat für Nahrungsmittel, Kleider und Dinge des täglichen Bedarfs, etwas über tausend im Jahr für deine Zeitschriften und durchschnittlich— Ich weiß es nicht genau. Wenn du viel arbeitest, kommen monatlich noch einmal drei- bis vierhundert für Material oben drauf, aber dieses Jahr habe ich dein Budget in dem Bereich noch nicht angerührt."

"Und meine Bücher?"

"Von der Bücherei zu leihen, kostet nichts, und so selten wie du

eines als eigenes Exemplar haben willst— Lass es zweihundert im Jahr sein, wenn es hoch kommt, aber ich kann mich wirklich nicht erinnern, wann ich dir zum letzten Mal ein Buch gekauft habe."

"Würden fünfzehntausend Euro im Monat für eine Person wie Joanna ausreichen?"

Sérafine lacht auf. "Das will ich doch schwer hoffen. Fünfzehntausend sind richtig viel Geld."

"Gut. Bis später."

"Warte bitte, ich habe noch Fragen."

"Später."

"Aber es ist wichtig!"

"Später." Damit legt er auf.

Resigniert lässt Sérafine ihren Kuli fallen und legt ihre Hand auf den flauschigen Kopf der Katze, die es sich auf ihrem Schoß bequem gemacht hat. "Bockmist."

Joanna erwacht mit einem Ruck. Fahles Licht sickert durch die Fenster. Kalt, grau, substanzlos, und viel zu sehr wie das, was sie in ihrem Traum gefühlt hat.

Hektisch setzt sie sich auf, um ihre Arme und Beine mit den Handflächen abzureiben. Aber die Nichtexistenz lässt sich nicht abschütteln. Dabei war es diesmal gar nicht sie, die nicht existiert, sondern etwas am Maler. Sein Gesicht und noch etwas anderes, traumlogisches, das ihr furchtbare Angst gemacht hat.

Sie schüttelt sich, schaltet die kleine Lampe neben der Matratze ein und stapft ins Bad.

Das kalte Wasser hilft. Nur wieder einschlafen kann sie nicht. Nicht einmal, als sie den Kernseifenduft ihrer Decke über den Kopf zieht.

Entsprechend still und versunken hockt sie später auf der Terrasse und starrt die ungeschmierte Brotscheibe auf ihrem Teller an.

"Guten Morgen, Joanna."

Sie schreckt auf und sieht zum Maler, der gerade vom Labyrinth her die Trockenwiese überquert. "Morgen."

"Geht es dir nicht gut?"

"Doch, ich hab nur nicht viel geschlafen letzte Nacht."

"Das tut mir leid." Er bleibt am Rand der Terrasse stehen. "Ich habe alles nötige in die Wege geleitet, um dir bald eine angenehmere Schlafstatt zur Verfügung stellen zu können."

"Hm— Aber deswegen hab ich nicht wachgelegen." Zaghafte sieht sie ihn an. Das matte, reglose Schwarz seiner Maske. Ein Nichts mit zwei hellen Augen, die sie wachsam mustern.

Joanna sieht wieder weg, auf ihren Teller, während der Maler nun langsam die Terrasse betritt.

"Hey, ähm—" Sie atmet durch. "Ich- ich weiß, du willst nicht darüber reden, aber-" Sie hört, wie er auf der anderen Seite des Tisches stehen bleibt, und zwingt sich, zu ihm zu sehen.

Er starrt auf sie herab. Noch steifer als gewöhnlich.

"Ich- ich meine, vielleicht- hat es ja etwas mit allem hier zu tun? Mit- mit Platon und dass du-"

"Du hast mich analysiert." unterbricht der Maler sie kühl.

Joanna öffnet den Mund, um zu protestieren, aber er spricht schon weiter, seine gelben Augen hart, während er mit einem langen, dünnen Zeigefinger von unten auf seine Maske deutet: "Alles in meinem Leben hat damit zu tun. *Alles*. Von meinem ersten Tag bis zum letzten bestimmt dieses *Ding*, was ich sein darf. Das ist es, was Schicksal bedeutet. Und mehr gibt es nicht zu sagen." Damit setzt er sich wieder in Bewegung, verschwindet im Haus, und Joanna hört nur noch, wie er die Kellertür hinter sich zuknallt.

Sie schluckt, zieht die Knie an ihre Brust und stützt blinzelnd die Stirn in die Hände. '*Es ist alles gut.*' redet sie sich in Gedanken zu, während sie ruhig durch die Nase ein- und durch den Mund wieder ausatmet. '*Alles okay.*'

Warum nur hat sie jetzt auf einmal solche Angst?

Kaum hat der Maler die Zimmertür hinter sich abgeschlossen, lässt er sich am Türblatt herunter rutschen und birgt den Kopf in seinen zitternden Armen.

Es ist nicht das erste Mal, dass jemand sein Nein nicht akzeptiert, aber aus irgendeinem unerfindlichen Grund ist es diesmal schmerzhafter als gewöhnlich. Er ist noch nie geflüchtet. Er hat sich immer gestellt, immer sein Nein wiederholt, aus der Sicherheit hinter seiner Maske, bis ihm nachgegeben wurde. Aber diesmal nicht. Diesmal ist die Angst zu groß. Er wird sterben, wenn Joanna sein Gesicht sieht. Er weiß es einfach. Und er kann sie nicht einmal vor die Tür setzen.

Langsam atmet er gegen seine aufsteigende Panik an.

Er könnte selbst fort gehen. Jedes Mal, wenn sie fragt. Bis sie doch noch aufgibt.

Aber selbst wenn ihr Mund schweigt, werden ihre Augen es immer noch wissen wollen. Jeder Blick würde zur Frage und es würde immer da sein, immer an ihm nagen; an ihr. Unerbittlich. Unausweichlich.

Stöhnend fährt er sich mit den Fingern übers Haar und sein Blick wandert zu der Holzdose auf dem Beistelltisch, in der er sein Mor-

phin aufbewahrt. Jetzt ein Schuss, und schon wäre es leicht. Aber der Gedanke, nicht ganz bei Sinnen zu sein, während er nackt dasteht, lässt seinen Bauch in neuer Panik verkrampfen. Und die Erinnerung daran müsste er nüchtern ertragen.

Nein. Nein, er sollte es hinter sich bringen. Einfach tun, was nicht ungetan bleiben kann, und dann hierher zurück flüchten, sich betäuben, im Bett verschwinden.

Denn er wird ja nicht sterben. Es fühlt sich nur so an.

Es fühlt sich nur so an.

Dass er sein Zimmer wieder verlassen hat, bemerkt Joanna erst, als sie in die Halle tritt und aus dem Atelier leise etwas zu hören ist, das entfernt an Chopin erinnert.

Sie zögert. Doch schließlich steigt sie hinauf.

"Maler?"

Er hebt den Kopf, ohne sein Spiel zu unterbrechen, und starrt sie an, während sie sich verkrampft an den Flügel lehnt.

"Hey, es- es tut mir leid, dass ich dich vorhin beleidigt habe, und ich- verstehe, dass es nicht einfach für dich ist, über-" Sie bricht ab, als er lautstark die Klaviatur zuknallt, aufspringt und vor den nahen Regalen auf und ab zu laufen beginnt. "Du versteckst dich nicht ohne Grund und ich- ich würde das wirklich gerne respektieren, aber ich weiß einfach nie, wo ich hin gucken soll, und du bist so-"

"Mir ist es gleich, wo du hin siehst." presst er heiser hervor.

"Wenn ich dich anstarre, ist es dir sicher nicht gleich, und-"

"Doch!" Er gestikuliert abgehackt, seine Schritte immer schneller, kürzer, hin und her. "Die Maske macht mich immun."

"Super, aber ich bin nicht immun. Ich sitze hier und versuche, mit jemandem zu reden, der kaum lesbar ist und fremd und-"

"Mein Gesicht zu kennen, würde daran nichts ändern."

"Aber immerhin hättest du dann ein Gesicht! Jetzt hast du keins. Da ist nur ein schwarzes Nichts und ich- Es-" Sie presst die Lippen zusammen. "Es macht mir Angst, okay? Ich- ich will einfach nur wissen, dass hinter deiner Maske etwas ist und dass ich mich mit einem Menschen unterhalte und nicht mit- irgendetwas anderem." Sie stößt die Luft aus.

Der Maler lacht leise, die zittrigen Hände zu Fäusten geballt. "Aber genau das tust du."

"Das glaub ich dir nicht." Sie macht einen zögernden Schritt vom Flügel weg und sieht zu, wie der Maler weiter hin und her läuft, hin und her. "Ich-"

"Wie du willst." spuckt er unvermittelt, stampft zu ihr und bleibt

kaum einen Meter von ihr entfernt wieder stehen, die Arme in zorniger Einladung geöffnet. "Sieh nach."

Überrumpelt reibt Joanna ihre Schulter. Dann gibt sie sich einen Ruck. Doch als sie die Hände zu dem schwarz lackierten Holz der Maske hebt, wird aus der Zerstörungswut in den Augen des Malers plötzlich wieder Angst. Nackte, mühsam kontrollierte Todesangst, deren Anblick Joanna den Magen zusammenpresst.

Hastig zieht sie sich von ihm zurück. "Entschuldige, ich- ich dachte nicht, dass es dir so weh tun-" Sie bricht ab, als mit ihren Worten alle Spannung aus dem Raum weicht, ersetzt durch ein Vakuum sprachlosen Unglaubens. "Ich werde nie wieder-" setzt sie an, aber im selben Moment bricht der Maler aus seiner Erstarrung aus, packt ihre Finger und reißt sich damit die Maske herunter.

"Sieh genau hin!" faucht er. "Da ist kein Mensch."

Erschrocken versucht Joanna, sich aus seinem Griff zu befreien, während sie auf seine Entstellung starrt.

Er hat keine Nase. Zwischen seinen tiefliegenden Augen prangt nur eine kleine, knotige Erhebung über einem breit aufklaffenden Loch. Seine Augenbrauen sind kahl und über seinen hohen Wangenknochen erstreckt sich rechts eine dicke, wulstige Narbe. Seine Wangen sind eingefallen, die Haut bleich, bläulich geädert, seine schmale Oberlippe zu einem ewigen Ausdruck der Häme verzogen durch eine zweite Narbe, wo sich einmal eine Lippenspalte befunden hat. Darunter ragen zu klein und spitz geratene Schneidezähne aus seinem Kiefer.

Instinktiv versucht Joanna, in diesem anatomischen Chaos zu lesen. Doch der Maler hat sie schon wieder losgelassen. Keuchend krümmt er sich zusammen, das Gesicht abgewendet, und stolpert ein paar Schritte von Joanna weg.

Einen Moment lang scheint er nicht ganz sicher zu sein, wo er sich befindet. Doch schließlich entdeckt er die Falltür und wankt hinüber.

Reglos hört Joanna zu, wie er die Treppe hinunter poltert, in der Küche gegen einen Stuhl stößt, die Kellertür zuknallt. Dann klaubt sie die Maske vom Boden und folgt ihm.

Sein Zimmer ist nicht verschlossen.

Als Joanna die Tür ganz aufschließt, dreht er den Kopf weg, so dass sie seine Entstellung nicht mehr sehen kann. Dann wirft er kraftlos die leere Spritze beiseite, streift die bereits gelockerte Aderpresse ab und zieht den Ärmel seines Hemdes wieder herunter.

"Sei so gut, Joanna." sagt er schleppend, beinahe lallend. "Und lass mich eine Weile allein."

Das gibt ihr den Rest.

Klappernd fällt die Maske auf die oberste Treppenstufe, und schon flüchtet Joanna in den Garten.

Sie sitzt im Gras hinter der Weide, auf dem Schoß eine Rolle Küchentuch, das sie in Ermangelung von Taschentüchern zum Schneuzen benutzt.

Irgendwann hört sie, wie der Maler die Wiese betritt.

Prompt beginnen ihre Augen wieder zu brennen. "Wenn du alleine sein willst, kann ich woanders hingehen."

"Nein, bleib nur."

"Sicher?" Schniefend stopft sie ihre durchweichten Behelfstempas in die Hosentasche. Dann rappelt sie sich auf und wagt sich langsam aus dem Schatten der Weide.

Der Maler sitzt auf der Bank; aufrecht, aber nicht so verkrampft, wie sie erwartet hatte. Und als sie sich auf die Schaukel fallen lässt, wirft sie ihm einen weiteren kurzen, verstohlenen Blick zu.

"Schau ruhig," sagt er leise. "Es stört mich wirklich nicht, solange ich meine Maske trage."

Sie zögert, aber schließlich wendet sie sich ihm zu und macht sich zum ersten Mal wirklich mit seiner Maske vertraut - der Adlernase, den kantig angedeuteten Schläfen und Augenbrauen, der gebogenen Fläche, die seinen Mund versteckt. Sie betrachtet auch seine Frackjacke. Seine Haltung, die bei genauerem Hinsehen etwas zusammengesunken wirkt. Sein zotteliges Haar.

"Maler, wie alt bist du eigentlich?"

Er hebt den Kopf. "Siebenunddreißig."

"Oh—" Sie weiß nicht, was sie mehr überrascht. Dass er geantwortet hat, oder dass er so viel jünger ist als sie gedacht hatte. "Und wo kommst du her?"

Schweigen.

"Aus Frankreich, oder?"

Schweigen.

Sie seufzt. "Hör mal, ich- Es tut mir so leid, dass ich-" Blinzelnnd presst sie die Lippen zusammen und schluckt. "Warum hast du- Ich- ich wollte dich wirklich nicht mehr sehen."

"Damit ich es hinter mir habe."

"Aber ich wollte dich nicht mehr-"

"Es hätte dir dennoch keine Ruhe gelassen." presst der Maler hervor.

"Ja, kann schon sein." murmelt Joanna. Aber warum hat er ihre Finger genommen? Warum hat er sie derart in diesen Moment hinein

gezwungen?

Sie mustert seine Hände, die dürr und fest mit einander verschränkt auf seinem Schoß liegen. "Du bist schon so geboren worden, oder?"

Eine kaum wahrnehmbare Kopfbewegung, ehe er mit einem Ruck aufsteht. "Ich würde deine Fragen lieber an einem anderen Tag beantworten, wenn du nichts dagegen hast."

"Okay. Tut mir leid."

Er streicht seine Frackjacke glatt und steht einen Moment lang nur da, ehe er sich zögernd, umständlich und ohne Joanna anzusehen wieder setzt.

Sie wartet darauf, dass er noch etwas sagt oder fragt. Aber er sitzt nur da, ohne Worte.

Und schließlich hört sie auf zu warten und stößt sich vom Boden ab, um stattdessen dem Knarzen der Seile zu lauschen, die sie tragen.

Als sie später in der Küche sitzt und den letzten Rest Nudeln von ihrem Teller kratzt, klingelt zweimal das Telefon in der Tasche des Malers. Beim ersten Mal wirft er nur einen Blick auf das Display, das zweite ignoriert er vollständig.

Kurz darauf ist vor dem Haus ein Auto zu hören, ein Schlüssel in der Tür, Schritte durchqueren die Halle, und schon betritt eine zierliche, puppengesichtige Frau mit einer großen, altrosafarbenen Brille und einem halb aufgelösten, grau melierten Pferdeschwanz die Küche.

"Hallo ihr beiden." Ächzend wuchtet die Frau einen mit Einkäufen vollgepackten Weidenkorb auf die Arbeitsplatte. Dann krempelt sie die Ärmel ihrer schlecht sitzenden Bluse hoch und geht zu Joanna hinüber, um ihr mit sachlichem Lächeln und einem forschenden Blick aus hellblauen Augen eine Hand entgegen zu strecken. "Ich bin Sérafine."

"Joanna." Sie erwidert Sérafines überraschend kräftigen Händedruck. "Hallo."

Der Maler hat unterdessen wortlos das aufgeschlagene Notizbuch mit Joannas Messergebnissen auf den Tisch gelegt; daneben die letzte Zeichnung von der Stellwand.

Ergeben sieht Sérafine zwischen Buch, Bild und Joanna hin und her. "Sie sehen sich wirklich sehr ähnlich." gibt sie zu. "Aber-"

"Nein." unterbricht der Maler sie ruhig. "Kein Aber." Damit wendet er sich ab, um in Richtung der Halle zu gehen.

Doch Sérafine hält ihn auf. "*Chéri*, warte. Pflückst du mir ein paar Tomaten, wenn du die Sachen reingetragen hast? Ein halbes Kilo

vielleicht? Nachher vergesse ich es bestimmt. – Danke." Sie rückt den Schulterriemen ihrer riesigen Umhängetasche zurecht und lächelt Joanna an. "Wie sieht es aus, wir gehen ein bisschen spazieren und du verrätst mir, wie eine Portugiesin an den Nachnamen 'Murray' gerät?"

Joanna lächelt gequält. "Das ist eine komplizierte Geschichte."

"Ich mag kompliziert." Sérafine öffnet die Terrassentür. "Aber ich kann dir auch erzählen, was ich so mache."

Joanna bleibt noch eine Weile skeptisch und schweigsam, aber Sérafine plaudert so freimütig und begeistert über die Kunstausstellung, die sie gerade organisiert, und wirkt dabei so wunderbar normal und ausgeglichen, dass sie schließlich aufmacht und sich an Sérafines Gegenwart klammert wie an einen Rettungsring.

Sie erzählt von ihrem Studium - Sérafine hat Kunstgeschichte und BWL studiert, Letzteres fand sie schrecklich - von Tiffi - Sérafines Katzen heißen Flori und Tabi - und ihrem Job als Pizzabotin - Sérafine war während ihres Studiums Tippse bei einer Anwaltskanzlei.

Als sie schließlich die Wiese mit der Schaukel erreichen, lässt sich Joanna mit einem Seufzen auf die Sitzfläche fallen. "Wie bist du danach eigentlich zu diesem Job an der Galerie gekommen?"

Sérafine macht es sich auf der Bank bequem, zieht ihre Tasche auf den Schoß und kramt nach ihren Zigaretten. "Strenggenommen habe ich nicht nur einen Job dort. Die Galerie gehört meiner Familie schon seit Generationen und ich bin eine der Erbinnen." Sie unterbricht sich, während sie ihr fast leeres Feuerzeug schüttelt. "Ursprünglich sollte ich die Leitung übernehmen, weil ich die älteste bin, aber meine Cousine Elise hatte diese Vision von sich als internationaler Kunstmagnatin. Ihr liegt dieser ganze taktische, rechtliche, finanzielle, repräsentative Kram auch viel mehr als mir, und sie hat wirklich was erreicht in den letzten fünfzehn Jahren."

"Und dir ist das alles recht?"

"Sicher." Sérafine lacht. "Warum sollte ich etwas dagegen haben?"

"Naja, ich hab so das Bild von einer süßen, kleinen, familiären Galerie vor mir, die plötzlich zu so einem internationalen Monster aufgeblasen wird."

"Also, klein und süß war die Galerie Janvier schon zu Zeiten meines Vaters nicht mehr. Und wir haben immer einige kleine süße Ausstellungsräume behalten. Aber zusätzlich haben wir eben auch Zugang zu riesigen sterilen Hallen und praktisch allem dazwischen. Mir ist das sehr recht, weil wir so ganz verschiedenen Werken eine Plattform bieten und auch mal ein größeres Risiko eingehen können. Ich

weiß nicht, ob mir meine Arbeit so viel Spaß machen würde, wenn ich auf Kunstschaffende beschränkt wäre, die in meinem einen Ausstellungsraum in meiner einen Stadt vor meinem einen Publikum funktionieren." Sie nickt zufrieden. "Stattdessen darf ich mit hundert verschiedenen, aufregend kreativen Menschen arbeiten. Das ist wundervoll."

Joanna lächelt. "Das erklärt dann wohl auch, warum du mit dem Maler befreundet bist—"

"Dem Maler?"

"Na dem Kerl mit der Maske."

"Er lässt sich 'Maler' von dir nennen?"

"So hat er sich vorgestellt." Joanna zuckt mit den Schultern. "Was ist denn sein richtiger Name?"

"Ich darf ihn Louis nennen, und manchmal hört er sogar darauf." antwortet Sérafine sarkastisch.

"Also—" Joanna runzelt die Stirn. "Er heißt nicht Louis?"

"Wenn du wissen willst, wie seine Mutter ihn genannt hat: An einem guten Tag war es *crapaud* - das bedeutet 'Kröte'. An einem schlechten Tag—" Sie breitet die Hände aus und mustert den leicht entsetzten Ausdruck in Joannas Gesicht. "Einen 'richtigen' Namen hatte er nicht. Sie hat seine Geburt geheim gehalten."

"Wegen seinem—?" Joanna deutet auf ihr Gesicht.

"Davon gehe ich aus. Aber soweit wir wissen, war die Geburt insgesamt sehr traumatisch für sie. Sie war ganz allein und ich vermute, dass sie psychisch nie besonders stabil war. Leider ist nicht viel Gesichertes über sie bekannt. Sie hat lieber alle möglichen Geschichten über sich und ihre Herkunft erfunden, als Menschen an sich heran zu lassen. Ihre Tochter einmal ausgenommen."

"Der Maler hat eine Schwester?" Interessiert hält Joanna in ihrem Schaukel inne.

Sérafine nickt. "Eine Zwillingsschwester; Irène." Sie lächelt traurig. "Sie hatte das gleiche rabenschwarze Haar wie Louis, das gleiche trotzige Kinn. Aber ihre Mutter hat sie vor einander versteckt, und Irène ist mit zehn Jahren gestorben. Sie sind einander nie kennengelernt."

"Oh. Das- ist schrecklich." murmelt Joanna stirnrunzelnd. "Was ist passiert?"

"Sie hatte einen Herzfehler."

"Oh nein—" Joanna schweigt einen Moment lang betreten. Doch schließlich holt sie wieder Schwung. "Wie hast du Louis eigentlich kennengelernt?"

Sérafine bläst etwas Rauch aus und schaut nachdenklich in den Himmel. "Das sollte ich dir wahrscheinlich erzählen."

Es bedurfte nur der Einstandsfeier in der neuen Nachbarschaft, damit Sérafine zu der Überzeugung gelangte, dass sie in das beste Haus der Welt gezogen war. Auf dieser Einstandsfeier erfuhr sie nämlich, was der Immobilienmakler ihren Eltern wohlweislich verschwiegen hatte:

Dass über das Haus hinter der dicken Buchenhecke am Ende ihres neuen Gartens in der Nachbarschaft lebhaft spekuliert wurde. Besonders von Madame Direille.

Die Fakten waren, dass eine sehr liebenswürdige, hochschwangere junge Frau das Haus geerbt hatte, jedoch bald überstürzt wieder fortgezogen war, ohne dass jemand wusste, warum.

Ein paar Monate später waren zwei junge Mädchen eingezogen, die die Fenster mit Sichtschutzfolie beklebt und - nach ihren Einkäufen zu urteilen - für einen Säugling zu sorgen hatten. Es wurden einige Versuche unternommen, den beiden behilflich zu sein, doch die Brünette reagierte stets verstockt, die Blonde beinahe ängstlich, so dass man sie - die einen verschnupfter als die anderen - schließlich wieder in Ruhe ließ.

Und so wurde die Identität dieser Mädchen, vor allem aber des geheimnisvollen Kindes zu der Frage, die die Nachbarschaft spaltete.

Die meisten vermuteten zunächst, dass eines der Mädchen die Mutter des Kindes war, auch wenn beide viel zu jung für so etwas aussahen. Dann, etwa sechs Jahre später, hatte es begonnen, dass alle zwei bis drei Wochen ein Taxi vor dem Haus hielt. Daraus stieg stets eine mit einem Kopftuch und einer sehr großen Sonnenbrille verummte Frau, um Kartons ins Haus zu bringen oder abzuholen. Die einhellige Meinung war daraufhin, dass das Kind ihr gehörte, und dass sie es versteckt hielt, weil es seinem wichtigen, mächtigen, reichen - möglicherweise kriminellen? - ehebrechenden Vater zu ähnlich sah, oder dem angeblichen, wichtigen, mächtigen, reichen - sicher kriminellen! - Kindsvater nicht ähnlich genug.

Madame Direille hingegen schwor, dass die Vermummte eben jene junge Frau war, die schon einmal in dem Haus gelebt hatte, dass sie einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, und danach einen Dämon geboren hatte.

Madame Direille hatte den Dämon sogar einmal mit eigenen Augen gesehen. In einer mondlosen Nacht, so wahr sie hier stehe. Er habe kein Gesicht gehabt, nur ein großes schwarzes Loch, vom Haaransatz bis zum Kinn, in dem leuchtend gelbe Augen glommen. Und wenn die Vermummte im Haus war und Madame Direille mit einem Glas an der Wand ihres Wohnzimmers lauschte, konnte sie oft

leises Schimpfen hören, unter das sich ein unheimliches, unmenschliches Heulen und Schluchzen mischte; das war das Dämonenkind, das von der Vermummten geknechtet wurde, damit es ihr weiter zu Diensten war und ihr ewige Jugend schenkte.

All diese Geschichten schrieb Sérafine gewissenhaft auf, auch wenn sie Madame Direilles Version nicht glaubte und - anders als die Erwachsenen - die Idee eines unehelichen Kindes ziemlich langweilig fand.

Am Tag darauf kniete sie mit einem Eimer und einer kleinen Harke bewaffnet auf dem Grasstreifen zwischen der frisch geschnittenen Buchenhecke und den Rosenbeeten, jätete Unkraut und hoffte, dabei irgendetwas über die vorzugsweise abenteuerliche Wahrheit über den Nachbargarten herauszufinden. Als die Beete fertig waren, las sie im Schatten des Pflaumenbaumes, dessen Zweige bis über die Hecke ragten, und als die Schule wieder anfang, erledigte sie auch ihre Hausaufgaben dort, an ihrer Seite ihr Kätzchen Diane.

Doch nichts geschah, und wenn es einmal verheißungsvoll im Gras oder der Hecke raschelte, stellte sich ein Vogel oder Eichhörnchen als Verursacher heraus. Manchmal war das bereits angekündigte leise Schimpfen zu hören. Wesentlich öfter klang aber Klaviermusik durch die geöffnete Terrassentür.

Von Neugier getrieben, kletterte Sérafine sogar ein paar Mal auf den Pflaumenbaum, obwohl ihre Eltern das streng verboten hatten. Aber sie entdeckte auf der anderen Seite der Hecke bloß kniehoch wuchernden Rasen, ein ausgebleichtes, kaputtes Schaukelgestell und ein paar hohe Büsche, die das gesamte Erdgeschoss verbargen.

Zwei lange Monate vergingen, ehe ihre Hartnäckigkeit endlich belohnt wurde.

Eben trat Mary Lennox durch die geheime Tür im Haus ihres Onkels, als aus dem Nachbarhaus das Schimpfen einer Frauenstimme ertönte.

Sérafine legte ihr Buch beiseite und versuchte zu verstehen, was die Stimme sagte, doch sie war zu leise und undeutlich. Außerdem verstummte sie bald, so dass Sérafine sich wieder ihrer Geschichte zuwenden wollte. Doch dann hörte sie, wie sich in der Nähe jemand durchs Gras bewegte. Kurz darauf raschelten die Blätter auf der anderen Seite der Hecke, und jemand schluchzte verhalten.

Aufgeregt rückte Sérafine näher. "Hallo." sagte sie leise.

Es kam keine Antwort, nur das Schluchzen hörte auf.

"Ich heiße Sérafine. Wie heißt du?"

"Wer bist du?" kam die Stimme eines kleinen Jungen von der anderen Seite.

"Deine Nachbarin."

"Ich darf nicht mit dir reden."

"Warum?"

"Keiner darf wissen, dass ich hier bin."

"Aber jeder weiß von dir."

"Nein."

"Doch. Alle wissen es. Bist du der Sohn von einem Politiker?"

"Nein, keiner weiß es, weil sonst würden sie mich holen und in den Zoo sperren."

Sérafine runzelte die Stirn. "Warum?"

"Ich darf nicht mit dir reden."

"Ich verspreche, ich sag es keinem weiter, Ehrenwort!"

Doch der Junge schwieg.

"Ich sag es echt nicht weiter. — Auch nicht, dass du hier bist." versicherte sie ihm - ohne Erfolg. Also versuchte sie, einen Blick auf seine Gefühle zu erhaschen und herauszufinden, wie sie ihn zum Weiterreden bringen könnte. —

"Moment, was?"

"Ich kann Gefühle sehen."

Zweifelnd legt Joanna den Kopf schief, und Sérafine lächelt.

"Ist schon in Ordnung, du brauchst mir nicht zu glauben."

"Nimm nicht persönlich."

"Tu ich nicht." —

Gewöhnlich waren die Bilder nur schemenhaft, besonders wenn Sérafine die Person nicht kannte und nicht berühren konnte. Doch die Gefühle des Jungen erschienen ihr glasklar; wie eine pechschwarze Lawine, die auf sie zu stürzte und drohte, sie unter ihrer Last zu begraben.

Hastig wandte sie den Blick ab und schnappte nach Luft.

"Ich mag nicht sagen warum." murmelte der Junge, während Sérafine noch darum kämpfte, sich wieder zu fassen.

"Hat- hat deine Mutter eben so geschimpft?"

"Ja." Schweigen. "Ich hasse sie. Aber sie fährt bald wieder nach Hause."

"Wohnt sie nicht hier?"

"Nein. In Saint-Aubin-lès-Elbeuf. Da ist es viel schöner."

"Stimmt doch gar nicht. Da sieht es genau so aus wie hier."

"Du warst schon mal da?" Er klang ungläubig, aber auch aufgeregt, so als hätte Sérafine behauptet, dass sie eine Weltreisende ist.

"Meine Oma wohnt ihn Saint-Aubin." antwortete sie stirnrunzelnd.

"Bei der Brücke. Mit dem Fahrrad sinds nur zehn Minuten bis da."

"Marguerite sagt, es ist sehr weit weg und viel schöner."

"Sie lügt. — Warum hat deine Mutter dich geschimpft?"

"Weil ich wieder Fehler gemacht habe." Der Junge stöhnte müde. "Ich mach immer Fehler. Sie will, dass ich Sachen genau so male, wie sie sagt, aber der Fluss will, dass ich sie anders mache, und der Fluss ist so stark—"

"Was denn für ein Fluss?" unterbrach Sérafine ihn neugierig.

"Das Malen. Die Bilder. Mein Bauch zeigt mir Dinge, und die sind schön und richtig und die muss ich dann malen. Aber Marguerite will das nicht. Sie sagt, das verkauft sich nicht und ich will nur bockig sein, und dann holt sie ihren blöden Stock und ich muss es übermalen." Er schniefte. "Ich versuch immer, es richtig zu machen, aber wenn ich gegen den Fluss male, krieg ich Kopfweh, und wenn ich dann keine Pause mache, fängt die ganze rechte Seite an und mir wird schlecht und manchmal muss ich kotzen und kann nicht mehr richtig sehen, aber Marguerite glaubt mir nicht. Hier, guck, die hat sie mir eben verpasst, weil ich Kopfweh hatte und nicht fertig geworden bin." Es raschelte in der Hecke und eine bleiche, von Schmutz und Farbkleksen bedeckte Faust an einem dünnen Handgelenk kam Sérafine entgegen. Als sich die Finger streckten, konnte sie frische, blutunterlaufene Striemen in der Handfläche erkennen.

"Das hat sie getan?" Sérafines Stimme überschlug sich.

"Ja, dreißig Stück. Weil sie fünf Bilder mehr will, *fünf*, für eine Serie, und das soll bis zum Ersten fertig sein. Aber das schaff ich nicht. Ich brauch doch Pausen, aber sie sagt, ich stelle mich nur an, und wenn ich heule und kotze, sagt sie, ich bin ein Schauspieler und hab mir bloß den Finger in den Hals gesteckt, weil ich faul und bockig bin. Also hat sie mir dreißig Schläge gegeben." Er lachte trocken. "Davon kann ich auch nicht schneller malen, und wenn ich schlampig male, damit ich mehr schaffe, bevor das Kopfweh kommt, krieg ich auch Schläge. Und wenn ich ihr die Ausstellung versaue sagt sie, sie verdrischt mir den Rücken bis ich blute. Ich kann mir nur aussuchen, wo es weh tut. Und ich will nicht mehr. Ich will, dass es aufhört."

Es folgte eine lange Stille, während der Sérafine sich zu elend fühlte, um einen klaren Gedanken zu fassen.

Schließlich fragte der Junge unvermittelt: "Magst du Katzen?"

Joanna stößt die Luft aus. "Das ist ganz schön heftig. — Und sie hat ihn für sich arbeiten lassen?"

Sérafine zuckt mit den Schultern. "Sie musste immerhin sich selbst,

Irène, Louis und die beiden Kindermädchen unterhalten. Und das Haus in Cléon war zwar ihr Eigentum, aber Steuern, Strom, Wasser und so weiter wollten trotzdem bezahlt werden. Sie hatte gute Kontakte in die wohlhabenderen Gesellschaftsschichten und ein paar sehr freigiebige Gönner, aber laut Louis wollte sie sich von ihrer Attraktivität für reiche Männer unabhängig machen und dachte, dass es mit seiner Begabung und ihrem Gespür für den Kunstmarkt einfach wäre, in den Handel zu gelangen. Langfristig hätte es vielleicht sogar funktioniert. Mein Vater hat drei oder vier recht erfolgreiche Ausstellungen für sie organisiert und sie konnte sehr einnehmend sein."

"Bist du ihr mal begegnet?"

"Ja. Da wusste ich noch nicht, wer sie ist - zum Glück, sonst hätte ich ihr die Augen ausgekratzt. Aber ich habe nicht mit ihr gesprochen, nur mit Irène. Marguerite wollte sie keinem Babysitter anvertrauen, also hat mein Vater immer mich mitgenommen, damit Irène und ich uns mit einander beschäftigen konnten, während die Erwachsenen gearbeitet haben."

"Also Irène kanntest du gut?"

"Gut' wäre zu viel gesagt. Aber ich mochte sie. Sie war ziemlich verwöhnt und überbehütet, aber auch sehr verrückt und voller Ideen. Wir hatten viel Spaß zusammen."

"Hört der Maler eigentlich deshalb nicht zu, wenn man ihm ein Kompliment für seine Werke macht?"

Sérafine legt den Kopf schief. "Was meinst du?"

"Na, ich hab ihm ein paar Mal gesagt, wie toll ich seine Statuen finde, aber er reagiert überhaupt nicht darauf. Ist das so, weil seine Mutter sein Talent ausgenutzt hat?"

"Ach so. Ich weiß es nicht. Wenn ich seine Arbeit lobe, freut er sich immer sehr. Aber er kann mit der Meinung von Leuten, zu denen er keine Bindung hat, generell nicht viel anfangen. Ob das mit Marguerite zu tun hat, oder mit seiner Depression, oder ob er einfach so ist, kann ich dir allerdings nicht sagen."

"Er ignoriert auch meine Fragen."

Sérafine lacht. "Das kenne ich wiederum sehr gut."

"Ich hab das Gefühl, er will verschwinden." Joanna sieht auf ihre Zehen im Gras, während Sérafine etwas Asche von ihrer Zigarette klopft.

"Ja." sagt sie leise.

"Magst du Katzen?"

"Katzen sind meine Lieblingstiere! Ich hab eine als Haustier. Sie heißt Diane. Sie ist voll süß und ganz doll verschmust."

"Ich kann sie schnurren hören."

"Magst du rüberkommen und sie streicheln?"

"Nein, das ist zu gefährlich!"

"Es sieht dich keiner. Wir sind hinter den Rosenbüschen und—"

"Nein, ich will nicht."

"Oder ich komm zu dir."

"Nein." Jetzt klang er ernsthaft ängstlich. "Wenn Adèle dich sieht!"

Sérafine seufzte. "Na gut."

Der Junge atmete noch ein wenig schwer, aber dann beruhigte er sich. "Ich mag Katzen auch sehr gern." knüpfte er schließlich an ihr Gesprächsthema an. "Sie sind so weich und lieb und sie mögen mich. Das ist schön."

"Ich mag dich auch."

Für einen kurzen Moment war es still auf der anderen Seite, ehe der Junge fortfuhr: "Adèle hasst Katzen. Einmal hab ich die kleine schwarz-weiße Katze mit in mein Zimmer genommen, weil ich ein Bild von ihr an die Wand malen wollte, aber Adèle hat sie im Nacken gepackt und geschüttelt und einfach aus dem Fenster geworfen, und die Katze hat geschrien und gefaucht und hatte einen ganz dicken Schwanz."

Sérafine war zu entsetzt, um etwas zu sagen, und starrte nur auf die friedlich auf ihrem Schoß schnurrende Diane.

"Adèle ist immer so gemein." fuhr der Junge fort. "Sie macht die Bilder in meinem Zimmer weg und sie tritt mich und denkt sich Schimpfnamen aus, und dann tut sie so viel Gewürze ins Essen. Immer so viel Pfeffer! Sie denkt, weil sie Pfeffer mag, mag jeder das. Ich hab gesagt, sie soll es auf dem Teller dran tun, aber sie sagt, ich stell mich nur an, um sie zu ärgern. Sie ist *nie* nett zu mir! Cécile ist manchmal nett, wenn sie dann ihre Ruhe kriegt, aber Adèle ist nie nett. Und—"

Sérafine hörte, wie sich der Junge dicht an die Hecke presste und flüsterte: "Ich habe heute eine Katze gestreichelt und ihr sind ganz viele Haare ausgefallen, die habe ich in Adèles Bett verteilt. Wenn sie gleich Mittagsschlaf machen will, kriegt sie dicke Augen und fängt an zu niesen und dann wird sie nach der Katze suchen. Aber da ist gar keine Katze. Sie wird nur niesen und niesen und es ist keiner da, den sie bestrafen kann." Der Junge kicherte.

Sérafine grinste schief. Aber dann zog sie unsicher ihre Katze an sich. "Du darfst ihr doch nicht weh tun." sagte sie leise. "Meine Mama sagt, man muss Leute mit seiner Liebe überzeugen."

"Aber ich kann sie nicht mal leiden und Adèle tut *mir* immer weh."

"Das darf sie auch nicht."

"Doch, sie darf alles. Außer den Rohrstock nehmen. Und ich ver-

such immer, brav zu sein, aber dauernd soll ich was, das ich nicht will, und dann werd ich sauer."

"Manchmal muss man eben Sachen tun, die man nicht mag. Ich mag immer nicht mein Zimmer aufräumen oder Hausaufgaben machen, aber meine Mama sagt, dass so etwas eben zum Leben dazugehört, und dass es wichtig ist, dass man lernt, sich selbst zu motivieren."

"Was ist motivieren?"

"Wenn man etwas zuerst nicht tun mag, und dann einen Grund findet, warum man es vielleicht doch möchte, oder einen Weg, wie es weniger langweilig ist. Zum Beispiel: Ich mach meine Hausaufgaben, weil ich entschieden habe, dass ich erst danach was Süßes essen darf, und Aufräumen ist weniger schlimm, wenn ich dabei Musik an mache und tanze."

"Ja, aber-" Der Junge stieß die Luft aus. "Aber das sind einfach so *blöde* Sachen, die ich soll. Die sind so nutzlos und- und ungerecht!"

"Was denn?"

"Nicht singen und mit dem Fuß klopfen." zählte der Junge missmutig auf. "Meinen Teller leer essen, obwohl ich satt bin, meine Socken anlassen, obwohl die kratzen. Keine Bücher aus dem Wohnzimmer woanders hin mitnehmen, dabei nehm ich nur meine Bücher mit und ich bringe sie immer wieder zurück! Nur tagsüber und nur für drei Stunden an das Klavier gehen, auch wenn ich nur ganz leise spiele, mein Zimmer nicht anmalen, nicht faul rumsitzen, dabei sitze ich nicht faul rum, ich mache Bilder und Musik in meinem Kopf! Und wenn ich nicht gehorche, weil es so ungerecht ist, krieg ich Schläge."

"Kriegst du denn echt für alles Schläge? Geben sie dir nie Stubenarrest oder so?"

"Früher haben sie mich in den Keller gesperrt."

"Oh nein." Sérafine schauderte.

"Aber der Keller ist gut! Da werde ich wieder ganz ruhig. Da ist es ganz dunkel und still und es kommt ganz viel Musik in meinen Bauch, und Bilder."

Stirnrunzelnd wischte Sérafine eine Fluse von ihrem Rock. "In deinen Bauch?"

"Ja, und von da schweben sie hoch zu meinem Kopf und sind ganz leicht und hell. Das ist schön. Ich versuche oft, sie zu malen. Das ist schwer, aber auch schön." Er seufzte traurig. "Aber weil ich den Keller mag, ist das keine Strafe, und deshalb schlägt Adèle mich lieber, und sie will, dass ich gar nicht mehr da hin gehe, obwohl Cécile sagt, dass es gut ist, weil ich ganz friedlich male oder Musik mache, wenn ich im Keller war. Aber Adèle sagt, dass mein Geklimper nervt, und wenn ich nicht streng angefasst werde, mache ich, was ich will, und

wenn ich in den Keller darf, was kommt dann als nächstes, am Ende halte ich mich noch für den König, aber Cécile glaubt, dass es mich weniger nervig und aufsässig macht, und-" Wieder senkte der Junge seine Stimme. "Sie hat mir einen Wecker geschenkt, damit ich nachts im Keller sein und auch da schlafen kann und aufstehen und in mein Zimmer zurückgehen kann, bevor Adèle aufsteht, und sie hat mir eine Taschenlampe gegeben, damit ich das Licht nicht anmachen muss und malen kann. Aber das ist sehr geheim. Wenn Adèle es rausfindet, macht sie wieder den Wecker und die Lampe kaputt. Hat sie schon mal, weil ich die Sachen nicht so gut versteckt habe, und dann hat sie Cécile zwei Ohrfeigen gegeben. Aber nachher hat sie sich entschuldigt. Bei mir entschuldigt sie sich nie. Aber bei mir tut es ihr auch nicht leid."

Hilflos am Anhänger ihres Halskettchens zupfend, überlegte Sérafine, was sie sagen könnte, um den Jungen auf der anderen Seite der Hecke zu trösten, doch ihr fiel nichts ein. "Wie heißt du eigentlich?" fragte sie stattdessen.

Der Junge zögerte. "Mag ich nicht sagen."

"Warum?"

"Es ist ein blöder Name."

"Aber ich muss doch wissen, wie du heißt, sonst kann ich dich gar nicht ansprechen."

Wieder zögerte der Junge. Dann schniefte er und nuschelte verschämt: "Ich heiße Kröte."

Sérafine kräuselte die Nase. "Was?"

"Kröte." wiederholte er ein wenig lauter.

"Das ist doch kein richtiger Name!"

"Aber so nennen sie mich. Kröte Lochgesicht, die Missgeburt von-"

"Warum tun sie denn sowas?" unterbrach Sérafine ihn entsetzt.

"Weil ich hässlich bin und ein Loch in meinem Gesicht habe. Ich bin ein Monster." stieß der Junge aus.

Es wurde still. Dann konnte Sérafine ihn wieder schluchzen hören.

"Ach verdammt." Joanna fährt sich über die Wange.

Sérafine mustert sie fragend.

"Ach, ich- Ich hab ihn doch gesehen."

"Oh?"

"Heute früh."

Joanna senkt den Blick. Dann erzählt sie zögernd, was im Atelier vorgefallen ist. "Warum hat er mich so da rein gezogen?" fragt sie danach gepresst. "Er meinte, er wollte es hinter sich haben, aber-"

Nachdenklich stützt Sérafine einen Ellenbogen auf die Rückenleh-

ne der Bank. "Du hast dich anders verhalten als er erwartet hatte. Ich schätze, das war zu viel für ihn in dieser Situation und er hat versucht, irgendwie die Ordnung wieder herzustellen."

"Hm." Unsicher stößt sich Joanna vom Boden ab. "Hast du sein Gesicht auch schon mal gesehen?"

"Ja."

"Und wie ist das gelaufen?"

Sérafine breitet die Hände aus. "Er war bewusstlos. Hatte eine Überdosis genommen. Und was würdest du tun, wenn du deinen Freund mit Atemstillstand vorfindest? Du würdest ihn beatmen, bis der Notarzt endlich da ist. Dazu musste ich ihm nun einmal die Maske abnehmen, obwohl ich versprochen hatte, so etwas niemals zu tun. Und mit dem Notarzt hat ihn auch noch ein Fremder gesehen— Er war zu depressiv, um viel zu fühlen, aber als es ihm wieder etwas besser ging, ist er erstmal für drei Wochen verschwunden. Mittlerweile habe ich ihn so oft gesehen, dass er sich daran gewöhnt hat. Aber am Anfang war es sehr schwer für ihn."

"Und für dich?"

"Er ist mein Freund. Es ist mir egal, wie er aussieht."

"Hm." Joanna beißt zögernd auf ihrer Unterlippe herum. "Er- Wusstest du, dass er immer noch Drogen nimmt?"

Sérafine nickt. "Opiate."

"Aber es geht ihm schon besser als damals, oder? Er ist nicht mehr so-" Sie sucht nach einem geeigneten Wort, findet aber keins.

"Verwahrlost?"

"Ja."

Sérafine seufzt. "Er ist immer noch traumatisiert und sehr zerbrechlich, was gewisse Themen angeht. Es fällt ihm schwer, Nähe auszuhalten. Aber insgesamt ist er deutlich stabiler und ruhiger als damals. Und du bist gerade das Zentrum seiner Welt. Er wird sich sehr bemühen, deinen Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu gestalten."

"Mein Aufenthalt—" Joanna mustert Sérafine unsicher.

"Der wird noch etwas dauern." Sérafines Züge verhärten sich. "Es tut mir leid, ich habe erst heute Morgen erfahren, dass er dich hier festhält, und hatte noch keine Zeit, mir Gedanken zu machen. Aber ich werde tun was ich kann, damit Louis dich bald wieder gehen lässt. Gib mir ein paar Wochen."

"Wochen?"

"Ich weiß. Und es fühlt sich schrecklich unfair an, dich darum zu bitten. Es *ist* unfair, aber- Es ist kompliziert."

"Wieso kompliziert? Ich brauch nur deine Schlüssel, du lenkst ihn ab und ich-"

"Nein, auf keinen Fall." Sérafine sieht sie fest an. "Joanna, ich werde ihn nicht hintergehen. Und du willst doch auch, dass es wirklich vorbei ist, wenn du hier raus kommst. Dass du in dein altes Leben zurückkehren und dich wieder sicher fühlen kannst. Wenn du fliehst, wird er wieder aufbrechen und nach dir suchen, das garantiere ich dir. Und falls du vorschlagen willst, ihn für den Rest seines Lebens in irgendeine Anstalt zu sperren, das wäre schon rein-"

"So grausam bin ich nicht—" murmelt Joanna, ohne Sérafine anzusehen.

Der huscht ein dankbares Lächeln über das Gesicht. "Es wäre auch rein rechtlich gar nicht möglich. — Er wird jedenfalls wieder nach dir suchen, und wenn er glaubt, dass ich dir geholfen habe, wird er mir nie wieder vertrauen; ich kann dann *nichts* mehr für dich tun, wenn er dich zurückholt, *gar nichts*. Also bitte, in deinem eigenen Interesse: Gib ihm die Zeit, die er braucht, um die Dinge loszulassen, denen er seit zwanzig Jahren hinterher jagt, und vor denen er seit zwanzig Jahren schreckliche Angst hat."

Missmutig starrt Joanna eine Zeit lang vor sich hin, während sie an den Seilen der Schaukel herum fummelt. Dann zieht sie die Schultern hoch. "Du glaubst also auch nicht an diesen ganzen Schicksalskram?"

"Lass uns nicht darüber sprechen."

"Aber was will er von mir? Ich meine, was will er wirklich?"

"Was denkst du?"

"Ich denke, er will meine Hilfe."

Sérafine verschluckt sich am Rauch ihrer zweiten Zigarette und hustet lachend. "Mein liebes Kind. Wenn dieser Mann eines *nicht* will, dann ist es Hilfe. Nicht von dir, nicht von mir, nicht um alles in der Welt."

"Was will er dann?"

"Etwas, das du ihm nicht geben kannst. Aber ich kann es. Ich *kann* es nur nicht." Sie lächelt schwach und wirkt mit einem mal sehr traurig. "Leider geht es jetzt nicht mehr nur um ihn und mich. Also werde ich einen Weg finden und du wirst bald wieder zuhause sein."

Joanna presst die Lippen zusammen. "Könntest du ihn vielleicht in der Zwischenzeit dazu bringen, mir meine Sachen wiederzugeben?"

"Was für Sachen?"

"Mein Handy vor allem."

"Hm. Ich kann es versuchen, aber ich habe wenig Hoffnung, dass er sich jetzt schon darauf einlassen wird."

Frustriert lässt Joanna den Kopf in den Nacken fallen und Sérafine beobachtet sie einen Moment lang aufmerksam.

"Louis hat dir versprochen, dich finanziell zu versorgen, wenn diese Geschichte hier vorbei ist." sagt sie dann prüfend.

"Ja." Joanna zuckt mit den Schultern. "Keine Ahnung, was ich davon halten soll."

"Du glaubst ihm nicht?"

"Ich weiß nicht. Eher nicht. Ich kann ihn nicht einschätzen."

"Und was wäre wenn?"

Joanna stößt die Luft aus. "Keine Ahnung. Ich meine, er hält mich hier verdammt noch mal gefangen, da wäre irgendeine Form von Entschädigung schon angebracht. Aber ich weiß nicht, ob ich etwas von ihm annehmen will. Es würde mir das Gefühl geben, dass ich über diese Sache hinaus mit ihm verbunden bin."

"Du glaubst nicht, dass du dich mit ihm anfreunden könntest?"

Der Junge weinte lange, während Sérafine stumm und betroffen auf der anderen Seite der Hecke kauerte. "He." sagte sie irgendwann. "Lass uns einfach einen richtigen Namen für dich aussuchen. Einen schönen Namen."

Der Junge schniefte. "Was denn für einen?"

"Mmmh— Wie heißt der Held von deinem Lieblingsbuch?"

"Der Held?"

"Die Hauptfigur."

Ratlos setzte sich der Junge auf seinem Platz zurecht. "Ich weiß nicht, was du damit meinst."

"Du hast doch Bücher. Mit Geschichten drin."

"Nein. In meinen Büchern stehen Sachen über die Welt und Tiere und Physik und- eigentlich über alles."

"Ach so." Sérafine kratzte sich am Kopf. "Aber du kannst Klavierspielen, oder?"

"Ja."

"Wie heißt denn dein Lieblingskomponist?"

"Beethoven." antwortete der Junge wie aus der Pistole geschossen. "Ich spiele so gern Beethoven!"

"Ich kann *Wut über den verlorenen Groschen* spielen." erwähnte Sérafine unbescheiden. "Sogar fast im vollen Tempo."

"Der dritte Satz von *Mondschein* ist noch viel wütender. Aber ich darf das nicht oft spielen, weil es so laut ist."

"Was, *du* spielst das immer?"

"Ja."

Sérafine verengte die Augen. "Wie alt bist du?"

"Im November werd ich neun."

"Spielst du schon lange?" Ihrer Stimme war ein wenig Verzweiflung anzuhören.

"Ich weiß nicht. Seit ich drei war vielleicht."

"Ach so!" Sie lachte erleichtert. "Ich spiele erst seit ich sieben bin, und jetzt werd ich bald zwölf. Ich muss echt mehr üben."

"Ist Ludwig ein schöner Name?"

"Mir gefällt Louis."

"Aber er heißt *Ludwig* van Beethoven."

"Magst du den Namen denn?"

"Er ist besser als Kröte." schnaubte der Junge.

Sérafine nickte. "Auf jeden Fall tausendmal besser."

"Ja. — Ja, ich glaube, ich möchte Ludwig heißen."

"Hallo Ludwig." Sérafine lächelte. "Schön dich—"

"Oh nein!" quietschte der Junge plötzlich gedämpft.

"Was ist denn?"

"Hörst du nicht? Adèle kommt her!"

Sérafine lauschte angestrengt, und da konnte auch sie das unterdrückte, verschnupft klingende Schimpfen auf der anderen Seite der Hecke hören: "Kröte! Du kleines Arschloch, wo steckst du? Katzenhaare in meinem Bett, du behinderte kleine Missgeburt? Ernsthaft? Dachtest du, ich würde die nicht sehen? Du kleines Stück Scheiße, wenn ich dich in die Finger kriege, hau ich dich windelweich." Die Stimme wurde lauter, während sich Schritte durch das hohe Gras bewegten. Dann verstummten die Schritte und die Stimme zischte: "Hab ich dich."

Stocksteif hörte Sérafine, wie Ludwig einen unwillkürlichen Laut von sich gab, als Adèle ihn am Arm packte und hinter sich her zum Haus zerrte.

"Ich wars nicht!" piepste er. "Das war der böse Mann vom Dachboden! Er will dich umbring—" Der dumpfe Aufprall von Adèles Faust in seinen Rippen ließ ihn ächzen.

"Halts Maul, ich will deine Scheiße nicht hören. Du wirst diese Haare fressen, und dann beziehst du mein Bett neu!"

Die Terrassentür wurde zugeknallt. Dann war es still.

Am nächsten Tag saß Sérafine wie auf heißen Kohlen. Erst in der Schule, dann daheim beim Mittagessen. Kaum war sie fertig, schnappte sie ihre Schulsachen und rannte in den Garten hinaus. Viel lieber wäre sie mit ihrer Mutter zusammen zu Ludwigs Haus in der Parallelstraße gelaufen, hätte geklingelt und ihn gerettet.

Aber als sie ihre Mutter fragte, was man tun soll, wenn man erfährt, dass ein Freund von seinen Eltern geschlagen wird, sagte sie, nein, der Freund kann nicht einfach bei Sérafine einziehen, weil das Kindesentführung ist, auch wenn der Freund selbst es gern will. Stattdessen ist es ein Fall für das Jugendamt, das sich die Situation

ansehen wird, und das den Freund, wenn es ihm wirklich sehr schlecht geht, zumindest für eine Zeit in eine liebe Pflegefamilie bringt.

Zuerst gefiel Sérafine dieser Gedanke, Ludwig eine gute Familie zu geben. Aber da waren all die Dinge, die sie in der schwarzen Lawine gesehen hatte, und sie wusste, ganz tief in ihrer Brust, dass es schrecklich für ihn wäre, wenn er fortgeholt und zu fremden Menschen gegeben würde. Es wäre nicht weniger schlimm für ihn als ein Käfig in einem Zoo. Kaum gerettet, würde er davonlaufen und ganz und gar verloren gehen. Und das konnte sie ihm einfach nicht antun.

Außer Atem warf sie sich ins Gras. "Ludwig, bist du da?"

Sie hörte ein Kichern. "Ludwig— Ich bin Ludwig. Ja, ich bin schon ganz lange hier."

"Geht es dir gut?"

"Ja?" Er klang verwundert.

"Musstest du echt Katzenhaare essen?"

"Ja, aber das war nicht schlimm." Er lachte. "Katzen essen auch ihre Haare, wenn sie sich putzen. Sie hat mich noch verhauen, das war schlimmer."

"Das ist alles so gemein!" Sérafine hatte Mühe, nicht wieder in Tränen auszubrechen wie gestern, nachdem sich die Tür hinter Ludwig und der schrecklichen Adèle geschlossen hatte. "Sie darf dich nicht so behandeln!"

"Wirst du nie geschlagen?"

"Nie! Und ich werde auch nicht beschimpft." Gereizt öffnete sie ihren Schulranzen, um das Buch hervor zu holen, in dem sie als Hausaufgabe einige Seiten zu lesen hatte. "Ich muss nur Schönschreibaufgaben machen."

"Sie hauen dich nie?"

"Niemals."

"So brav könnte ich gar nicht sein."

"Ich bin nicht brav! Ich bin vorlaut, anmaßend, aufsässig und eigensinnig." zählte Sérafine die Rügen ihrer Lehrer auf.

"Aber sie hauen dich doch nicht!"

"Genau."

Rätselnd streckte Ludwig die Beine von sich. "Das versteh ich nicht."

"Niemand wird verhauen, nur du. Weil niemand so gemein ist wie Adèle und deine Mutter und- und die andere."

"Cécile." half Ludwig aus.

"Niemand hat verdient, dass jemand so gemein zu ihm ist."

Es entstand ein kurzes Schweigen.

"Was machst du da für ein Geräusch?" fragte Ludwig schließlich.

Sérafine sah auf ihren Daumen hinunter, mit dem sie die ganze Zeit über die Ecke ihres Taschenbuches gestrichen hatte, so dass die Seiten gegen einander schlugen. "Ich spiele an meinem Buch herum."

"Was für ein Buch ist das?"

"*Die schönsten Märchen der Madame d'Aulnoy.*" Sérafine seufzte. "Die müssen wir alle bis zu den nächsten Ferien lesen."

"Sind Märchen nicht gut?"

"Ach, die sind immer so— fantastisch. Mir gefallen Geschichten besser, die in echt passieren könnten."

"Alles, was in meinen Büchern steht, passiert in echt."

"Ja, stimmt." Sérafine kicherte. "Wenn ich in der Schule mal Physik habe, musst du mir bei den Hausaufgaben helfen."

"Was ist eigentlich ein Märchen?"

"Eine Geschichte, in der—" Sérafine stockt. "Weißt du, das lernen wir gerade erst— Es geht um Feen, aber nicht immer, manchmal um Hexen, Königinnen, Prinzen, Leute, die zur Strafe in Tiere verwandelt werden. Das ist alles ziemlich kompliziert."

"Wenn ich zaubern könnte, würde ich Adèle und Marguerite in kleine Mäuse verwandeln." Ludwig klang auf einmal wieder unglaublich gut gelaunt. "Ich würde sie mit Brotkrumen füttern und ihnen ein kleines Häuschen bauen, in dem sie wohnen können. Aber die Mäuse müssten aufpassen, weil es hier so viele Katzen gibt." Er begann, vor sich hin zu summen, unterbrochen von Halbsätzen darüber, wie er das Mäusehaus mit winzigen Möbeln und Teppichen einrichten wollte.

Dann juckte plötzlich Sérafines Nase und sie nieste herzhaft.

"Oh, tut mir leid."

"Das heißt 'Gesundheit'."

"Nein, ich hab dich niesen lassen, aus Versehen."

"Häää?" Sérafine machte ein absichtlich dummes Gesicht. "Kannst du doch zaubern?"

"Ja, ein bisschen." Er klang stolz.

"Glaub ich dir nicht."

"Ich hab Cécile schon mal einschlafen lassen, mitten beim Essen, und manchmal kann ich es so machen, dass sie mich nicht sieht. Aber bei Adèle geht das nicht, nur das Niesen."

"Und wie machst du das?"

"Mit meiner Stimme." —

"Ist das wahr?" Alarmiert sieht Joanna Sérafine an. "Kann er so etwas tun?"

"Nein, natürlich nicht." Sérafine erwidert ihren Blick mit deutlicher

Verwunderung. "Wie sollte so etwas auch möglich sein?"

"Du siehst Gefühle. Wie soll *das* möglich sein?"

"Nun ja—"

"Er hat mich jedenfalls irgendwie aus meinem Zelt rausgeholt, ohne dass ich aufgewacht bin." Joanna runzelt die Stirn. "Und dann— Als er mein Gesicht gemessen hat, war da so ein komisches Rauschen, und ich war total benommen."

"Also, Louis ist ein passabler Sänger und er kann ein paar ziemlich erstaunliche Dinge mit seiner Stimme anstellen, aber—" Sérafine schüttelt den Kopf.

"Was für Dinge?"

"Er kann mit offenem Mund pfeifen und sehr merkwürdig knurren, das klingt als wäre er besessen. Manchmal singt er auch zwei Töne gleichzeitig."

"Du meinst Obertongesang?"

"Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung, wie er das anstellt. Es zählt zu den Dingen, über die er nicht redet. Aber ich habe noch nie erlebt, dass er mit seiner Stimme 'zaubert'."

"Und du hast auch noch nie ein Rauschen in den Ohren gehabt, wenn er mit dir redet?"

"Nein. Ich habe mich auch noch nie benommen gefühlt."

"Aber was war dann los?"

"Du warst gestresst, überfordert, verängstigt." zählt Sérafine auf. "Da kann man sich schon mal benommen fühlen."

"Hm." macht Joanna, nicht wirklich überzeugt. "Es war jedenfalls gruselig."

"Das kann ich mir vorstellen."

"Das glaub ich dir erst, wenn du es mir beweist."

"Aber das geht nicht."

"Warum nicht?" fragte Sérafine in Erwartung einer leicht durchschaubaren Ausrede und legte den Kopf schief.

"Weil ich nicht will, dass du jetzt einschläfst, und ich darf nicht zu dir rüber kommen, und vielleicht bist du so wie Adèle und es geht nicht."

"Dann glaub ich dir nicht."

"Hm." Ludwig bewegte sich im Gras. "Ich mag jetzt sowieso lieber zeichnen. Ich hab noch so viele Ideen von gestern Nacht aus dem Keller. Ich hab schon neun Bilder gezeichnet, während ich auf dich gewartet habe, aber da sind noch ganz viele andere."

"Und ich muss für die Schule lesen. Ich könnte laut lesen, dann lernst du ein Märchen kennen."

"Ja?" Gespannt setzte sich Ludwig wieder auf. "Wirklich?"

"Klar. Ich les dir vor und du zeichnest." Sie blätterte in ihrem Buch herum, bis sie die richtige Seite fand. "Prinzessin Maiblüte." begann sie mit schöner Vorlesestimme. "Es waren einmal ein König und eine Königin, denen wurden viele Kinder geboren. Doch alle Kinder starben und der König und die Königin wurden sehr traurig; so traurig, dass nichts sie zu trösten vermochte—"

Während sie vorlas, war der Junge auf der anderen Seite der Hecke sehr still. Nur hin und wieder hörte sie, wie er seinen Zeichenblock umblättert oder ein Blatt abrisst und zerknüllte.

"Wie hat es dir gefallen?" fragte sie, als die Geschichte zu Ende war.

"Es war interessant."

"Hast du alles verstanden?"

"Nein." Ludwig lachte.

"Ich auch nicht. Das ist alles so unlogisch. Aber meine Lehrerin sagt, so ist das eben mit hoher Kunst, dass man sie nicht gleich versteht."

"Also das glaub ich nicht." schnaubte Ludwig und drängte sich raschelnd ein Stück in die Hecke hinein. "Ich hab was für dich gezeichnet. Willst du es sehen?"

"Ja, zeig her." Gespannt nahm Sérafine das zusammengerollte Papier entgegen, das der Junge nun durch die Zweige schob.

"Das sollst du sein." erklärte er. "Aber ich weiß nicht, ob es dir ähnlich sieht. Hast du eine Schaukel? Ich hab eine, aber die ist schon ganz lange kaputt und ich darf sie nicht reparieren. Wenn es dir gefällt, mache ich ein Gemälde daraus. Ich weiß schon genau, wie es aussehen soll!" Er wurde plötzlich sehr lebhaft. "Eine große Leinwand, mindestens einsfünfzig mal einsdreißig, mit einer riesigen Trauerweide, und alles ist grün, wie deine Augen und—"

"Joanna, würdest du uns bitte einen Moment allein lassen?"

Seine Stimme klingt zittrig und er steht mit fest geballten Fäusten im Eingang zur Wiese.

Zögernd sieht Joanna zu Sérafine, die nickt. "Klar—"

Der Maler tritt beiseite, so dass sie die Wiese verlassen kann. Dann lauscht er ihr nach, während sein Blick Sérafine festhält.

Die seufzt. "Schatz, sie hat ein Recht darauf, gewisse Dinge über dich zu erfahren. Und es—"

"Und ich habe ein Recht auf Privatsphäre! Wie konntest du—" Er bricht ab, die Worte stummgewürgt von Scham, Enttäuschung und dem Verlust von etwas, das er nur vage benennen kann. Integrität?

Würde? Geheimnis? "Die Situation ist auch ohne deine Einmischung schon schwierig genug. Du brauchst ihr nicht noch allen Respekt vor mir zu nehmen."

"Lass es mich anders ausdrücken." erwidert Sérafine ruhig. "Joanna hat eine Chance verdient, den Menschen zu verstehen, mit dem sie hier eingesperrt ist. Ich verspreche dir, es wird sich auf lange Sicht positiv auswirken."

"Auf lange Sicht." Der Maler schnaubt und rupft aus alter Gewohnheit ein Blatt von der Buchenhecke hinter der Bank. "Wir haben keine Zeit zu verschwenden."

"Sie hat Mitgefühl mit dem Kind, das du einmal warst."

"Das stimmt nicht."

"Warum sollte ich lügen?"

"Damit ich mich besser fühle. Es funktioniert nicht."

"Du bist unglaublich." Sérafine beißt die Zähne zusammen. "Wie auch immer. Du hast jedenfalls eine Verantwortung Joanna gegenüber, und die erschöpft sich nicht darin, ein paar hübsche Möbel für sie zu bauen. — Jetzt komm, setz dich zu mir."

Widerwillig folgt er ihrer Aufforderung.

"Schatz, ich weiß, es ist schwer für dich, mit dem Gedanken umzugehen, dass sie über deine Kindheit bescheid weiß. Aber du musst mir vertrauen." Sie beobachtet, wie er nervös das Buchenblatt um seinen Zeigefinger wickelt. Dann spricht sie vorsichtig weiter: "Joanna ist eine aufmerksame, intelligente, sensible Person. Sie weiß, dass mit dir so einiges nicht stimmt, und die Antworten, die ich ihr gegeben habe, werden sie kaum dauerhaft zufriedenstellen. Sie weiß, dass ihr Bild von dir noch lange nicht vollständig ist, und das wird ihr keine Ruhe lassen. — Du solltest ihr von Marguerites Tod erzählen. Und von I—"

"Nein!" Entsetzt springt der Maler wieder auf und beginnt, hektisch vor der Bank hin und her zu laufen. "Das werde ich auf keinen Fall tun, und du auch nicht! Hast du verstanden?"

"Wie lange willst du sie hier festhalten? — Louis?"

Er starrt sie mit einem wilden Blick an, ehe ihre Frage zu ihm durchdringt. "Ich— weiß es nicht. Nicht länger als zwingend nötig."

"Schätze. Ein paar Wochen noch? Ein paar Monate?"

"Ich weiß es nicht!"

"Sie wird dich diese ganze Zeit über genau beobachten und dir Fragen stellen, wie es ihr gutes Recht ist. Und früher oder später wird die Entscheidung, wann und wie sie es erfährt, nicht mehr bei dir liegen. Du wirst aufgebracht, getriggert oder in anderer Weise verletztlich sein, und dadurch wird die Angelegenheit für euch beide wesentlich unangenehmer als nötig werden. Das sind die Fakten."

Mach daraus, was du willst."

"Ich will nicht, dass sie es weiß!"

"Das habe ich schon verstanden, Schatz."

"Und du wirst es ihr nicht sagen!"

"Das hatte ich nie vor."

Er bleibt stehen, ein kleines Stück abseits der Bank. "Versprich es mir."

"Ich verspreche es."

"Ich will nicht, dass sie es weiß."

"Ist gut."

"Ich will es nicht."

"Ist gut, Schatz. Beruhige dich." Schweigend wartet sie einige Minuten, während Louis nur dasteht und vor sich hin ins Leere starrt. Bis seine Gedanken schließlich zu einem anderen Thema wandern. "Nun frag schon." sagt sie sanft.

"Sie- hat heute morgen mein Gesicht gesehen."

"Ich weiß."

"Wie lange wird sie brauchen, um- um es zu verkraften?"

"Deine Anatomie? Nicht lange. Aber sie versteht nicht, warum du ihre Hände genommen hast."

Den Blick abgewandt presst der Maler die Lippen zusammen. "Ich verstehe es ja selbst nicht." murmelt er. Eine Lüge, und doch keine. Zum Glück. Denn so wird Sérafine ihn nicht durchschauen und er kann für sich behalten, dass er Joanna in diesem kurzen Moment der Stille, der *Gnade*, als unmenschlich schön empfand; dass er den kaum zu ertragenden Drang verspürte, zärtlich zu ihr zu sein; dass ihn dieser Drang überrumpelte und erschreckte; dass er die Gefühle in seinem Erschrecken niedertrat und sich seitdem mäßig erfolgreich darum bemüht, nicht über sie nachzudenken.

Er sieht auf, als Sérafine seinen Namen wiederholt.

"Wir dürfen über diese Feinheiten nicht vergessen, dass du Joanna entführt hast und sie gegen ihren Willen festhältst."

"Das weiß ich doch." sagt der Maler leise. "Wenn sie erst ihr Schicksal erkannt hat und sich erinnert, wird sie es verstehen."

"Du weißt auch, dass nach ihr gesucht werden wird."

"Joanna wird sich rechtzeitig bei ihren Freunden melden."

"Sie bekommt also ihr Telefon zurück?"

"Zumindest für einige Anrufe. Dann sehen wir weiter."

"Sie ist wirklich unglücklich."

"Ich weiß."

Ein Schwarm von Gefühlen huscht flackernd über den Himmel seiner inneren Landschaft; grelle Striemen zwischen düsteren Wolkenbergen, und Sérafine nickt. "Du hast Angst um sie und versuchst,

sie vor dem zu beschützen, was dir angetan wurde. Aber hat sie nicht das Recht, selbst zu bestimmen-"

"Sie weiß doch nicht, was sie tut!" unterbricht der Maler sie, mit unvermittelter, wilder Verzweiflung in seiner Stimme. "Das Schicksal zeigt sich ihr nicht. Es- es zwingt mich, für sie zu entscheiden. Und wenn ich ihr jetzt schon derart weh tun muss, was würde dann-" Er bricht ab.

Sérafine senkt den Blick und nickt erneut. "Ist gut, Schatz."

Dann herrscht Stille, nur von seinem zittrigen Atem gefüllt, und Sérafine zündet sich eine weitere Zigarette an, während er sich langsam wieder fasst.

"Wie kommst du eigentlich mit Joanna zurecht?" fragt sie schließlich. "Hältst du es aus, den ganzen Tag jemanden um dich zu haben?"

"Sie stört mich nicht."

"Aber wenn du doch einmal eine Pause brauchst, nehme ich sie gern für ein paar Tage mit zu mir." schlägt Sérafine vor, ohne Louis direkt anzusehen.

"Das wird nicht nötig sein."

"Mein Angebot steht trotzdem. Und jetzt—" Sie klemmt die Zigarette zwischen ihre Lippen und kramt erst eine Personenwaage aus ihrer Segeltuchtasche, dann das zerlotterte Heft, in dem sie unter anderem Louis' Gewicht festhält. "Den Alltag müssen wir trotzdem bewältigen."

Der Maler verdreht genervt die Augen.

"Komm her." Sie trampelt etwas Gras platt, stellt die Waage ab und steigt kurz darauf, um zu prüfen, ob sie das Gleiche anzeigt wie auf dem ebenen Boden im Flur ihres Hauses. "Schatz." Auffordernd sieht sie ihn an. "Na komm. — Schatz, bitte."

Widerwillig zieht er seine Schuhe und den Frack aus und drückt Letzteren Sérafine in die Hand, die sofort die unter dem Kragen eingestickte Kleidergröße abliest.

"Mit den Zehen ganz vorne an den Rand." weist sie ihn an, als sie kurz darauf auf die Anzeige der Waage sieht. "Sehr schön. — Wenn du so weiter machst, bekommst du nächste Woche dein Ergometer zurück. Das ist doch wunderbar, oder nicht?"

Louis zieht nur schulterzuckend seine Schuhe wieder an.

Also notiert Sérafine sein Gewicht und reicht ihm seine Medikamente. "Was macht deine Übelkeit?"

"Seit Joanna hier ist, ist sie verschwunden." erklärt er, während er Morphin und Naloxontabletten betont achtlos in seine Hosentasche stopft.

"Und wie steht es um deine Motivation?"

"Ich hatte noch keine Zeit, eine größere Arbeit in Angriff zu neh-

men."

"Aber sie regt sich wieder?"

"Ja."

"Na siehst du? Ganz wie ich gesagt habe. Ich freue mich schon darauf, neue Arbeiten von dir zu sehen." Sie wirft ihm einen liebevollen Blick zu, ehe sie die Waage wieder weg packt. "Hast du dann schon eine Lösung für dein Problem mit der Nike gefunden?"

"Ich sagte doch, ich hatte noch keine Zeit."

"Aber die Flaute ist vorbei, das ist das Wichtigste. Das ist die längste, die du jemals hattest, oder? Anderthalb Jahre."

"Im Winter habe ich ein paar schlimme Werke gemacht."

"Und mir nichts davon gesagt?"

"Ich habe sie verbrannt. Ich war wütend und konnte nicht darauf warten, dass du sie abholst, und-" Er schüttelt den Kopf, um die Gedanken zu vertreiben. "Ich wollte nicht darüber reden."

"Aber du hast mich angerufen?"

"Ja. Danach."

"Gut." Sie lächelt und er lässt sich zögernd wieder neben ihr auf der Bank nieder.

"Ich habe darüber nachgedacht, wie ich Geld beschaffen könnte." sagt er unvermittelt. "Wie viel könntest du für die Werke in meinem Lager bekommen?"

"Für alle?"

"Ich- Es- es ist nur eine Idee—" Er atmet ein und lässt die Luft langsam wieder durch seinen Mund entweichen.

"Also—" Sérafine legt die Fingerspitzen vor ihrer Nase zusammen, als all ihre Sorgen plötzlich überlagert werden, von der begeisterten Aussicht auf annähernde Schuldenfreiheit und darauf, vielleicht eine Ausstellung für Louis entwickeln zu dürfen - etwas, das sie sich erträumt, seit er begonnen hat, die Räume im Erdgeschoss zu füllen. "Wenn ich dein übliches Pseudonym verwende, kann ich für praktisch alles einen mittleren bis hohen fünfstelligen Betrag verlangen. Und bei ein paar Werken weiß ich, wen ich zur Eröffnung einladen müsste, um sogar mit etwas Sechstelligem durchzukommen."

"Bist du sicher?"

"Wegen dem Pseudonym? Es wird dir nicht gefallen, aber ich habe dutzende aktuelle Zusagen, dass mir dieser Name unter Gebrüll aus der Hand gerissen wird, sobald er auf etwas 'Hübschem' steht."

"Du hast darüber geredet, meine anderen Werke zu verkaufen?" Erschrocken und verletzt starrt er sie an.

"Nein, natürlich nicht. Schatz, so etwas würde ich niemals tun." Ihre Hand landet nur fast zu einer zärtlichen Berührung auf seiner Schulter. "Deine Werke sind in Sicherheit. Aber auf deine Ausstel-

lungen kommen viele Leute nur, um sich zu gruseln, und wenn man sie reden lässt, erfährt man, dass sie sich schon gern dieses Prestige in die Wohnung holen würden, wenn es denn nur etwas weniger entsetzlich aussähe."

Er verzieht das Gesicht hinter der Maske.

"Ich weiß." Sérafine sieht ihn mitfühlend an. "Aber es bedeutet auch, dass wir mit etwas Glück, und wenn du mir die richtigen Stücke überlässt, einen Großteil unserer verbliebenen Schulden tilgen könnten."

"Wann willst du sie abholen?"

"Das kann ich dir nicht sagen. Unsere üblichen Lokalitäten sind bis Ende des Jahres ausgebucht, das weiß ich sicher, also sofern nichts abgesagt oder verschoben wird— Ich kann vielleicht privat etwas auf tun. Ich müsste ein wenig herumtelefonieren. Und dann bleibt ja auch noch zu entscheiden, ob du die Werke, die mir vorschweben, überhaupt verkaufen willst."

Bei dem Wort 'verkaufen' sinkt der Maler sichtbar auf seinem Platz in sich zusammen.

"Du musst es nicht tun, Schatz." sagt Sérafine sanft. "Wir kommen schon über die Runden. Du brauchst nicht dein Herzblut zu vergießen."

"Ich habe es Joanna versprochen."

"Sie will dein Geld nicht."

"Ich weiß. Aber sie könnte es sich anders überlegen."

"Vielleicht sollten wir uns auch erst dann Gedanken darüber machen, wie wir das Geld beschaffen wollen." Sie wirft einen beiläufigen Blick auf ihre Armbanduhr und erschrickt. "Ach verdammt, ich muss los. Die Katzen hatten heute noch kein Nassfutter, die fressen mich auf."

Er nickt. "Die Tomaten liegen auf dem Beifahrersitz."

"Danke." Sie steht auf. "Kommst du noch mit zum Haus?"

"Nein."

"Dann machs gut, Schatz. Ich melde mich, falls ich wegen der Ausstellung diese Woche schon etwas in Erfahrung bringen kann." Sie macht ein paar hastige Schritte auf den Ausgang der Wiese zu, dann stoppt sie und kommt noch einmal zurück. "Das hätte ich fast vergessen: Hast du schon in den Baumwollbeutel gesehen, der oben auf dem Korb lag?"

"Nein." Misstrauisch beäugt er Sérafines Griemeln.

"Ich habe dir ein paar Pullover und T-Shirts besorgt." Sie lacht auf, als Louis sich grollend abwendet. "Sie sind nur ein Angebot, Schatz. Und sie sind allesamt schwarz und sehr weich und ich denke, Joanna würde sich wohler fühlen, wenn du dich etwas lockerer kleiden wür-

dest." Sie setzt sich wieder in Bewegung. "Überleg es dir." ruft sie über ihre Schulter. "Wenn du dich gar nicht mit der Idee anfreunden kannst, gebe ich die Sachen eben in die Kleidersammlung."

Stirnrunzelnd sitzt er später in seinem Zimmer auf der Chaiselongue. In der Hand hält er das Foto, das den zugleich besten und schrecklichsten Tag seines Lebens repräsentiert. Gefaltet, so dass er das kleinere der beiden Gesichter nicht sehen muss.

Sérafine hatte ihn einmal gefragt, ob sie etwas hätte tun können, um Marguerite zu retten, aber er hatte nur den Kopf geschüttelt. Es war Schicksal. Alle Ereignisse seines Lebens hatten sich schon lange vor seiner Geburt in Bewegung gesetzt.

Und zwei Wochen bevor Marguerite starb, hatte sie in derartigem Hass auf ihn eingepregelt, dass er glaubte, vor Schmerz und Angst und Tränen unter seiner Maske zu ersticken. Entgegen aller Regeln nahm er sie ab. Da riss Marguerite ihm an den Haaren den Kopf zurück und schlug mit dem Rohrstock mitten in sein Gesicht.

Vor Schreck hörte er auf zu weinen. Auch Marguerite hielt inne und starrte das Blut an, das aus der Platzwunde über seinem Wangenknochen quoll.

"Mein Gott, was hab ich getan!" wimmerte sie plötzlich. "Mein armes Kind, was hab ich dir nur angetan!" Er zuckte zurück, als sie vor ihm auf die Knie fiel, doch sie bekam ihn zu fassen und zog ihn fest an sich. "Mein armer Junge, es tut mir so leid, so leid!" hörte er sie flüstern, während er ihren Klammergriff starr über sich ergehen ließ.

Er verstand nicht, was vorging, und Sérafine konnte er nicht fragen, da sie noch für drei Wochen mit ihren Eltern im Urlaub sein würde. Seine eigene, unvollkommene Vorstellung davon, warum Menschen bestimmte Dinge tun, führten ihn schließlich zu der Überzeugung, dass Marguerite früher nicht verstanden hatte, dass ihm ihre Schläge weh taten und ihm Angst machten. Erst sein Blut zu sehen, hatte sie erkennen lassen, dass er ein fühlendes Wesen sein musste. Ja— Er hatte leise nickend auf seinem Bleistift herumgekaut. Dann hatte er innegehalten. Denn wenn Marguerite verstand, dass die Schläge ihm weh taten, verstand sie vielleicht auch, dass es ihm genau so weh tat, wenn sie ihn zwang, sich gegen den Fluss zu stellen.

Ihm stockte der Atem.

Doch in der Woche darauf gefiel ihr das Bild, wegen dem sie ihn so verprügelt hatte, noch immer nicht, und statt ihn anzuhören, ließ sie den Rohrstock auf Ludwigs Körper wüten, als wäre nichts geschehen.

Die Enttäuschung traf ihn härter als die Schläge, aber als er sich wieder gefangen hatte, sagte er sich, dass noch nicht alles verloren war. Schließlich musste sie, wenn sie seinen Schmerz verstand, auch verstehen, wie wütend er war. Und deshalb hatte sie Angst, dass er sich rächen würde, wenn sie ihm nicht mehr auf diese Weise ihre Überlegenheit bewies.

Er musste ihr also vielleicht nur versprechen, dass er sich nicht rächen würde. Ganz ruhig und freundlich. Und zwar sofort, denn er könnte es nicht noch einmal ertragen, zu warten.

Die Angst entdeckt zu werden, ließ sein Herz rasen, doch er erreichte Marguerites Haus, ohne dass ihn jemand bemerkte. Eine Hand fest um den Griff seines Messers geklammert fand er erst ein unverschlossenes Fenster, dann das Schlafzimmer, gleich gegenüber des Treppenaufgangs. Dort legte er das Messer ab - auf das Schränkchen neben Marguerites Bett - und holte tief und zittrig Luft.

"Mama." Er kannte das Wort nur, weil Sérafine es ein paar Mal benutzt hatte, und es fühlte sich merkwürdig an in seinem Mund. Klobig, wie ein zu langes Fremdwort. "Mama!"

"Was denn?" murmelte sie, als er zögernd ihre Schulter berührte, und drehte sich zu ihm um, um sanft seinen Bauch zu streicheln. "Was ist los Mäusezahn? Hattest du wieder einen bösen Traum?"

"Mama, ich bins, Kröte."

Mit einem Ruck zog sie ihre Hand zurück und setzte sich auf. "Was machst du hier?" zischte sie erschrocken, während sie nach dem Schalter der Lampe über dem Kopfende ihres Bettes tastete. "Was willst du?" Sie blinzelte gegen die Helligkeit. "Ich habe dir verboten, das Haus zu verlassen!"

"Aber ich hab doch ein Messer." erklärte er hastig. "Ich kann mich verteidigen."

Diese Information schien sie nicht zu beruhigen, im Gegenteil. Sie verlor ihre zornige Röte und ließ die Klinge, die er ihr zum Beweis seiner Worte entgegen hielt, nicht mehr aus den Augen. "Leg das sofort wieder hin!" flüsterte sie. "Ich warne dich, du kleines Monster, wenn du mir damit zu nahe kommst—"

Er gehorchte eilig, doch kaum hatte er die Waffe losgelassen, schnappte Marguerite sie, um ihn damit zu bedrohen. "Verschwinde hier, los!" Ihre Stimme war noch immer nur ein Flüstern, aber es war schrill und hart und überschlug sich, und er stolperte einen Schritt zurück. "Mach, dass du weg kommst!"

Enttäuscht presste er die Lippen zusammen. Dann nahm er seine Maske ab, damit sie noch einmal die Wunde sehen konnte, die sie

ihm geschlagen hatte. "Mama, ich will dir nur sagen"

"Nenn mich nicht so, du kleines Monster! Verschwinde! Los! Verschwinde aus meinem Leben! Ich wünschte, du wärest nie geboren worden!" Ihre Stimme bebte, und die letzten Worte waren ein Schluchzen. Die Hand, die das Messer hielt, sank auf ihr Knie, die andere schlug sie vor ihr Gesicht, während sie weinte.

"Ab- aber-" begann er stotternd.

"Verschwinde!"

Sie wollte nicht mit ihm reden. Nicht anhören, was zu versprechen er gekommen war. Und plötzlich sah er ganz klar, dass sie ein Monster war. Dass sie wusste, wie weh sie ihm getan hatte. Dass sie wollte, dass er Schmerzen und Angst hatte. Dass sie wollte, dass er starb.

Was dann geschah, hatte er schon vor so langer Zeit beschlossen, dass sein wunder, blutiger Körper ganz von allein handelte.

In einer einzigen, fließenden Bewegung beugte er sich vor, krallte die Finger um Marguerites Hand, drehte sie und ließ seine Knie nachgeben, um die Klinge mit seinem gesamten Gewicht in ihren Bauch zu stoßen.

Ein dumpfes Stöhnen streifte sein Ohr. Atem, der plötzlich schnell und flach ging. Sie versuchte, ihn von sich zu schieben, doch das Messer schien ihr alle Kraft genommen zu haben. Salzige Tropfen lösten sich von ihren Wimpern, fielen auf sein nacktes Gesicht und ihre Hand, die sich zittrig an seine Wange legte. "Bitte- Herzchen- könntest- du- einen- Arzt- rufen?"

"Ich weiß nicht, wie das geht."

"Das- Tele- fon- du- musst- nur- die- Nummer- wählen-" Sie brach keuchend ab, als er das Heft des Messers packte und es mit einer langsamen Drehbewegung aus ihrem Leib heraus zog.

"Was für eine Nummer?" fragte er. "Mama?" Doch sie sank nur mit einem weiteren gepressten Schmerzenslaut nach vorn, bis ihr Kopf ihr untergeschlagenes Knie berührte.

Blut sickerte aus ihrem Bauch. Interessiert sah er zu, wie es auf der Bettdecke eine Pfütze bildete, zwischen Stoffalten hindurch rann und schließlich auf den Boden tropfte.

Er trat ein kleines Stück zurück und ihm fiel auf, dass Marguerites vorgebeugte Haltung sehr unbequem sein musste. Kurzentschlossen packte er ihre Schultern und drückte mit aller Kraft, um ihr zu helfen, sich aufzurichten. Sie kippte langsam und schlug mit dem Kopf gegen das Bettgestell.

Erschrocken zuckte er zusammen. "Oh nein, es- es tut mir-" Er brach ab, als Marguerite ihn wider Erwarten nicht anschrie. Und schließlich begriff er, dass sie tot war. Wirklich und wahrhaftig tot.

"Heh." lachte er leise, ehe er ihr erst eine Ohrfeige gab, von der ihm

die Handfläche brannte, und dann mit dem Messer auf ihr bleiches Gesicht einhackte, bis er ihre Knochen sehen konnte.

Dabei löste sich etwas in ihm. Eine Angst, die so allgegenwärtig gewesen war, dass er sie nicht von seinem Selbst hatte unterscheiden können. Sie verschwand wie Dunst im warmen Sonnenschein. Und im neuen, strahlenden Licht sah er das Wunder einer Welt ohne Marguerite.

Aufgeregt presste er einen Unterarm gegen seinen mit Blut besprenkelten Mund. Er war jetzt frei. Seine Bilder waren frei. Niemand konnte ihn mehr zwingen, sich gegen den Fluss zu stellen oder seine Arbeit zu übermalen. Alles, was er von nun an erschuf, würde schön sein und gut und richtig und wahr und frei wie der Wind, und sein, ganz allein sein. Und niemand - *niemand* - würde ihn jemals wieder schlagen oder beschimpfen.

Ein unbeschreibliches Wohlgefühl rann kribbelnd und prickelnd in seinem Magen zusammen, krabbelte an seinem Hals hinauf und flog als leises Kichern aus seinem Rachen.

Doch damit hörte es nicht auf. Es prickelte weiter, zupfte in einem fort an seinen Mundwinkeln und nistete sich in seinen Lidern, seinen Schultern, seinem Nacken ein, ließ ihn die Arme über den Kopf heben und sich recken vor lauter Freude. So viel Freude war in ihm, dass sein Bauch die Bilder und Musik nur so ausspuckte. Was würde er malen! Was würde er spielen! Oh, und was würde er sich die Welt ansehen! Alles, worüber er in seinem Lexikon gelesen hatte. Frei und furchtlos und unbesiegbar. Und er würde sich ein eigenes Haus bauen, mit lauter Zimmern, in denen er die Wände anmalen konnte, wie es ihm gefiel, mit einem richtigen, großen Flügel, auf dem er die ganze Nacht spielen würde, mit einem Atelier und einem großen, wunderschönen Garten, in dem eine Trauerweide mit einer Schaukel stand. Und Sérafine würde bei ihm wohnen und ihm vorlesen, und er würde nie wieder etwas essen, das er nicht mochte—

Gedankenverloren und taumelnd vor Glück schwebte er aus Marguerites Schlafzimmer.

Ein rotgesprenkelter Schmetterling.

Das Bad lag gleich nebenan, so dass er nicht weit gehen musste, um sich zu waschen. Doch während Wasser rosig von seinen Händen rann, bemerkte er, dass auf der Ablage über dem Becken zwei Becher standen, ein großer und ein kleiner. Im großen Becher war eine große Zahnbürste, im kleinen Becher eine kleine. So wie seine eigene.

Vor Überraschung vergaß er ganz, dass er seine Maske abgesetzt hatte. Außerdem fühlte sich das getrocknete *Er springt auf, versucht, die Gedanken zu stoppen* Blut auf seiner Stirn und seinen Wangen ganz ähnlich an, so dass er keinen *Er gräbt die Finger in die Wunde an*

*seiner Flanke, der Schmerz ist ein Anker Gedanken an seine Entstehung verschwendete, während er sich auf die Suche nach dem Kind machte, nach *Fühl die Gegenwart, du bist in deinem Haus, in Portugal* seinem Geschwisterchen, dem er die gute Nachricht bringen konnte, dass sie nun beide frei waren, dass sie fort gehen könnten, und er fand *Wo ist die Chaiselongue? Die Holzdose, die Scherbe* das Zimmer, ihr Zimmer, und sie wacht auf, sie schreit und-*

Minuten später taucht er wieder aus dem Flashback auf und sieht sich zittrig um. Saint-Aubin, er muss- Irène- er muss- Nein, das ist nicht Saint-Aubin, es ist- Nicht in Cléon, wo-? — *Zuhause*. Himmel, er ist zuhause. Und- Mit einiger Anstrengung erinnert er sich daran, wo die Holzdose mit dem Morphin steht, und zwingt seine Hände, ihm eine hohe Dosis zu injizieren.

Dann schläft er, kaum noch atmend. Schwer und schwarz und traumlos.

Hey :)

Ich hoffe, diese Leseprobe hat dir gefallen.

Du findest das Buch überall, wo es Bücher gibt, sowohl als eBook, als auch als Taschenbuch. Die meisten Tantiemen bekomme ich aber, wenn du direkt bei meinem Verlag bestellst.

buchshop.bod.de

Der Versand ist kostenlos.

Und noch mal zur Erinnerung:

Falls dir das Buch gefällt, du es aber nicht kaufen kannst/möchtest, gebe ich dir gern **die eBook-Version im Tausch für eine Review**.

Schreib mir einfach unter tine@tine-schreibt.de

Triggerwarnungen

Für die gesamte Prinzipien-Trilogie

Drogengebrauch:

Alkoholgebrauch, Haschischrauchen, intravenöser Gebrauch von Morphin und Heroin, Opiumrauchen, Opiatentzug, Zigaretten

Gewalt/Tod:

Drohungen, Kindesmisshandlung, Mord, gewaltsamer Tod eines Kindes

Krankheit/Ekel:

Blut, Erbrechen, Erbrochenes, Injektionen/Nadeln, medizinische Klammern, Nähte, offene Wunden

Psychische Krankheit:

Depression, Flashbacks, Gewichtskontrolle durch Dritte, Halluzinationen, Körperscham, Mutismus, Nahrungsverweigerung, Panik, Paranoia, PTSD/PTBS, Selbsthass, Selbstmord, Selbstverletzung, Zwangsernährung

Sex:

Angedeuteter Handjob, einvernehmlicher Sex, Sex-Aversion

Sprache:

Ableismus, Saneismus